

Querbrief



Kooperieren, Helfen, Beraten

Alltag – Aufgaben eines Kooperanten

Solidarität – Arbeit einer Friedensfachkraft

Perspektive – Blick des Partners aus dem Süden

3/2006

Inhalt

Editorial 3

Walter Hättig

Von Entwicklungshelfern, Kooperanten und Beratern

Personelle Entwicklungszusammenarbeit im Wandel 4

Holger Scheffler

Ankunft in Ghana

Zehn Augen-Blicke 6

Uli Schießl

„Mit dieser Situation zu leben, gehört dazu“

Friedensfachkraft in Palästina 10

Berenice Meintjes

„Er sah sehr deutsch aus“

Der Blick des Partners aus dem Süden 12

Siegfried Schröder

Entwicklungshelfer – gibt's die?

Annäherung an ein Berufsbild 14

Hans Schröder

Pünktlich am großen Mudhowe-Baum

Ein Arbeitsalltag in Chimoio 16

Elena Mancebo Masa

Als „Entdeckerin“ in Tansania

Junior-Beraterin im Auftrag des Weltfriedensdienstes 20

Ulli Westermann

Flüchten oder Standhalten?

Versuch einer Antwort 22

„Ich bin jetzt deutlich toleranter“

Rückkehr – Erfahrungen

Interview mit Dietmar Fandrich 24

WFD intern 26



Einmal im Jahr treffen sich die WFD-KooperantInnen aus Südafrika, Mosambik und Zimbabwe zu einer gemeinsamen Fortbildung. Das KIPSA-Treffen, das in den 80er Jahren von den Kooperanten im südlichen Afrika ins Leben gerufen wurde, dient auch dem Erfahrungsaustausch und der gegenseitigen Unterstützung.

Das Titelbild zeigt Jörg John, langjähriger Kooperant des Weltfriedensdienstes in dem Landwirtschafts- und Ressourcenschutzprojekt ENDA/ProNAT im Senegal, im Beratungsgespräch mit Bauern in der Landgemeinde Guédé.



Herausgeber: WELTFRIEDENSDIENST e.V.

Hedemannstraße 14, D-10969 Berlin, Telefon: (030) 25 39 90-0, Fax (030) 251 18 87
www.wfd.de, info@wfd.de

Der Verkaufspreis der Zeitschrift beträgt 2,60 Euro. Mitglieder erhalten sie kostenlos.

Redaktion: Karin Fiege, Sabine Hepperle, Karen Johne, Uta Kirchner, Elke Kuhne (presserechtlich verantwortlich), Susanne Mittendorf, Luise Molling, Peter Oehmen, Bela Pyrkosch, Siegfried Schröder, Brigitte Walitzek.

Satz- und Bildbearbeitung: Setzerei Peter von Maikowski und Harald Weller.

Druck: Oktoberdruck, auf 100 % Recycling-Papier.



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Wie wird man eigentlich Entwicklungshelfer? Was für Qualifikationen sind nötig? Wie sieht die Arbeit aus? Warum nennt der Weltfriedensdienst Entwicklungshelfer nicht Entwicklungshelfer? Was kann man als Friedensfachkraft in Palästina erreichen? Wie lebt und arbeitet man in einem Land wie Zimbabwe? Diese und viele andere Fragen begegnen uns häufig – in Anrufen, an Informationsständen oder bei Schulbesuchen. Sie haben uns auf die Idee zu diesem Querbrief gebracht. Wir haben die Fragen einfach weitergegeben. An diejenigen, die sie am besten beantworten können – an unsere Kolleginnen und Kollegen, an die KooperantInnen des Weltfriedensdienstes. Und wenn es denn überhaupt möglich ist, dass eine gedruckte Zeitschrift etwas Persönliches hat, dann mag man vielleicht diesen Querbrief als einen „sehr persönlichen Querbrief“ bezeichnen.

Er gibt nicht nur einen Einblick in die Arbeit in Zimbabwe, Mosambik, Palästina oder Ghana. Er gibt auch Auskunft über die ganz persönliche Motivation, über die vorsichtigen Annäherungen an ein Land und eine zunächst fremde Kultur, über die eigenen Grenzen und die täglichen Herausforderungen. Die kritische Auseinandersetzung mit der Rolle des Entwicklungshelfers, die schließlich sogar zu einer Änderung der Berufsbezeichnung führte, hat beim Weltfriedensdienst eine lange Tradition. Von KooperantInnen zu sprechen, schien dem WFD damals weitaus angemessener, ging es doch darum, mit Partnern im Süden

zu kooperieren, mit ihnen gemeinsam etwas zu „entwickeln“, statt sie in einer Rolle der Hilfsbedürftigen zu sehen.

Heutzutage geht man mit dieser Begriffsbestimmung zwar gelassener um, dennoch ist der Weltfriedensdienst sehr genau, wenn es um das partnerschaftliche Verhältnis zwischen Nord und Süd geht. Wichtig war uns deshalb auch, etwas über die Perspek-



tive aus dem Süden zu erfahren. Wie wird der Kooperant wahrgenommen? Was wünscht man sich? Woran übt man Kritik? Was möchte man verändern?

Eine langjährige Kollegin aus dem Süden hat diese Fragen ausführlich beantwortet. Alles in allem gibt sie dem Weltfriedensdienst gute Noten in Sa-

chen personeller Zusammenarbeit – eine Anerkennung, die uns gut tut, uns aber auch darin bestätigt, Partnerschaftlichkeit sehr ernst zu nehmen.

Der Weltfriedensdienst wäre nicht der Weltfriedensdienst, wenn er verheimlichen würde, dass dieser Anspruch nicht immer ganz leicht zu erfüllen ist. Das Verhältnis einer Geld gebenden Organisation im Norden zu einer Geld nehmenden Organisation im Süden birgt zwangsläufig eine Reihe von Schwierigkeiten, latenten Missverständnissen, Ungleichheiten in sich. Umso wichtiger sind Sensibilität und die nicht nachlassende Bereitschaft, einander ausführlich zuzuhören und voneinander zu lernen. Dabei sind nicht nur die KooperantInnen vor Ort, sondern auch die ProjektberaterInnen in Berlin – ja, der gesamte Weltfriedensdienst – gefordert.

Einmal im Jahr gibt es den Tag des Entwicklungshelfers. Eine Einrichtung, die 1985 von den Vereinten Nationen ins Leben gerufen wurde, um die Arbeit des Entwicklungshelfers einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen und die vielfach gestellte Frage zu beantworten: Was ist eigentlich ein Entwicklungshelfer? Der vorliegende Querbrief ist unser Beitrag zu diesem Tag. Viele Fragen wird er beantworten, andere neu stellen. Vor allem aber zeigt er, dass es *den* Entwicklungshelfer gar nicht gibt. Sondern vielmehr viele unterschiedliche Persönlichkeiten, mit den dazugehörigen unterschiedlichen Perspektiven und Wahrnehmungen. Es ist eben ein persönlicher Querbrief.

Ilse Elke Kuhne

Von Entwicklungshelfern, Kooperanten und Beratern

Personelle Entwicklungszusammenarbeit im Wandel

Walter Hättig

Das Entwicklungshelfergesetz definiert genau, was ein Entwicklungshelfer ist: Er arbeitet ohne Erwerbszweck, solidarisch und partnerschaftlich, freiwillig und mit bester fachlicher Qualifikation für mindestens zwei Jahre in einem Land des Südens. Damit unterscheidet sich der Entwicklungshelfer vom sogenannten Experten, der möglicherweise das Gleiche tut, wenn auch für sehr viel mehr Geld. Er unterscheidet sich aber auch vom Freiwilligen, von dem weder erwartet wird, dass er beste fachliche Qualifikation mitbringt, noch dass er sich für einen längeren Zeitraum engagiert.



Andrea Case mit ihren KollegInnen der zimbabweschen Partnerorganisation Environment Africa

Seit das Entwicklungshelfergesetz im Jahre 1969 im Bundestag verabschiedet wurde, hat sich an der Definition des Entwicklungshelfers nichts geändert. Die Realität stimmt aber nur noch wenig mit dem idealisierten Bild des Entwicklungshelfers überein. Am deutlichsten wird dies an der Forderung, ein Entwicklungshelfer solle ohne Erwerbsabsicht arbeiten. Bei allen Entwicklungsdiensten hat das sogenannte Unterhaltsgeld einschließlich aller Zusatzleistungen heute eine Höhe erreicht, die durchaus wettbewerbsfähig ist mit der Bezahlung außerhalb des Entwicklungsdienstes, auch wenn die Höhe der Expertengehälter nicht erreicht wird. Es ist auch völlig selbstverständlich geworden, dass zumindest ein Teil der Entwicklungshelfer seine berufliche Perspektive in der Entwicklungszusammenarbeit sieht. Ein wesentliches Kennzeichen eines Entwicklungshelfers ist geblieben: Auch heute sind neben der Fachlichkeit Solidarität und Partnerschaftlichkeit eine wichtige Grundlage der Arbeit eines Entwicklungshelfers und daher wichtige Kriterien bei der Personalauswahl.

In der Öffentlichkeit genießen EntwicklungshelferInnen bis heute eine große Wertschätzung. In der entwicklungspolitischen Diskussion und auch beim WFD ist dagegen kaum ein Instrument der Entwicklungszusammenarbeit so kritisch bewertet worden, wie das der personellen Entwicklungszusammenarbeit. Vielfach zu Recht: Paternalismus, Besserwisserei und mangelnder Respekt vor anderen Kulturen waren häufige Probleme im Umgang mit den Partnern, sie sind es teilweise auch noch heute. Kritisch bewertet wurde vor allem die Funktion der EntwicklungshelferInnen im Verhältnis zwischen Nord und Süd.

EntwicklungshelferInnen des Weltfriedensdienstes haben Anfang der 80er Jahre harsche Kritik an ihrer eigenen Rolle formuliert. EntwicklungshelferInnen, so hieß es, seien Stützen der Regierung, Vorreiter neokolonialer Interessen der Bundesrepublik, bei denen es um strategische, politische Einflussnahme und direkte Markt- und Rohstoffinteressen ginge.

Die kritische bis ablehnende Haltung gegenüber der personellen Entwicklungszusammenarbeit wird bis heute damit erklärt, dass sich in der Bezeichnung Entwicklungshelfer zwei Begriffe verbinden, die in der entwicklungspolitischen Diskussion der letzten Jahrzehnte stark kritisiert wurden: Hilfe und Entwicklung. Tatsächlich definiert der Begriff Entwicklungshelfer aber eine sehr bescheidene Rolle: eine Person, die hilft, übt letztlich nur eine untergeordnete Rolle aus. Entwicklungshelfer haben sich mit der Helferfunktion allerdings meist nicht begnügt und verhielten sich eher als „Entwicklungsbelehrer“. Daher hat der Begriff Entwicklungshelfer dazu beigetragen, reale Machtverhältnisse zu verschleiern, insofern ist die Kritik berechtigt. In dem Begriff selbst allerdings drückt sich kein „unerträglicher, arroganter Paternalismus“ aus, wie vielfach behauptet wurde. Arroganz und Paternalismus waren eher eine Folge der Interventionsstrategie der Entwicklungsdienste. Partizipative Ansätze und strikte Partnerorientierung waren eher die Ausnahme. So folgte auch der Weltfriedensdienst

zum Beispiel bis Mitte der 80er Jahre die Strategie, mit mehreren EntwicklungshelferInnen in ein Projekt zu gehen. Mit diesem Team-Ansatz war die Dominanz der EntwicklungshelferInnen zwangsläufig.

Beim Weltfriedensdienst werden EntwicklungshelferInnen in Anlehnung an den internationalen Sprachgebrauch seit Mitte der 80er Jahre durchgängig als KooperantInnen bezeichnet. Einen offiziellen Beschluss hat es dazu nie gegeben, der Begriff war eine Folge der kontroversen Diskussion. Mittlerweile wird der Begriff Entwicklungshelfer auch von den anderen Entwicklungsdiensten eher vermieden, stattdessen scheinen sich die Begriffe Fachkraft und Berater durchzusetzen.

Der Begriffswandel spiegelt auch einen realen Wandel in den Partnerländern wider. Heute gibt es in den meisten Ländern des Südens ausgebildete lokale Fachkräfte, so dass Entwicklungshelfer nicht mehr in der praktischen Arbeit oder als Ausbilder gebraucht werden. Gefragt sind Entwicklungshelfer dagegen als Berater, und zwar auf der Managementebene. Entwicklungshelfer sollten nur dann eingesetzt werden, wenn es einen klar definierten Bedarf gibt und wenn diese Funktion von der Partnerorganisation wirklich gewollt ist. Bei Projekten des Weltfriedensdienstes ist dies der Fall, da sie nicht vom WFD, sondern immer von der Partnerorganisation initiiert werden. Bei der Auswahl der Entwicklungshelfer versucht der WFD die Partner mit einzubeziehen. Aus organisatorischen und finanziellen Gründen hat es nur gelegentlich eine direkte Beteiligung an dem Auswahlverfahren in Berlin gegeben, aber die Partner erhalten die Unterlagen der BewerberInnen



Lutz Taufer mit einem brasilianischen Kollegen

und haben somit die Möglichkeit, sich an dem Verfahren zu beteiligen – ein deutliches Signal, dass der Weltfriedensdienst Partnerschaft ernst nimmt.

Dennoch ist die Bewertung des Instrumentes „Entwicklungshelfer“ aus Sicht der Partner bis heute vielfach zwiespältig geblieben. Geschätzt wer-



Petra Seybold-Powane unterstützt das Frauenhaus in Lulekani/Südafrika

den die fachliche Qualität der Entwicklungshelfer und der unabhängige Blick von außen.

Kritisch gesehen werden dagegen die äußeren Rahmenbedingungen eines Einsatzes und die sogenannten *soft skills*: Entwicklungshelfer sind meist nur für eine kurze Zeit in einem Projekt, ihr Beitrag ist daher nur begrenzt. Von EntwicklungshelferInnen wird außerdem zu Recht erwartet, dass sie der lokalen Kultur respektvoll begegnen, dass sie zuhören können und nicht besserwisserisch auftreten. Früher gab es häufiger kritische Anmerkungen der Partner zum privaten Lebensstil von EntwicklungshelferInnen, die oft wenig Rücksicht auf die lokalen kulturellen Werte nahmen. Solche Beschwerden sind selten geworden, vermutlich weil das Durchschnittsalter der EntwicklungshelferInnen höher liegt als in der Vergangenheit, die meisten schon viele Erfahrungen in einem anderen kulturellen Kontext gemacht haben und sich daher einfacher integrieren können. Seit einiger Zeit verfolgen wir allerdings mit Sorge eine Entwicklung, die zuneh-

mend das Kernelement unseres Verständnisses von Entwicklungszusammenarbeit in Frage stellt, nämlich die strikte Partnerorientierung. Der WFD unterstützt alle Projekte, in denen Entwicklungshelfer tätig sind, mit staatlichen Mitteln. Seit Jahren werden die Anforderungen zur Einhaltung der Bundeshaushaltsordnung und der

Nebenbestimmungen immer weiter verschärft. Die meisten Partner sind von diesen komplexen Bestimmungen überfordert. Daher haben EntwicklungshelferInnen in den letzten Jahren in Abrechnungsfragen eine zunehmend wichtigere Rolle gespielt, ihre Rolle als BeraterInnen wird dadurch allerdings immer mehr in Frage gestellt.

Die Vermittlung von Fachkräften in Partnerorganisationen – also die personelle Entwicklungszusammenarbeit – ist eine sehr viel komplexere Intervention als die rein finanzielle Entwicklungszusammenarbeit. Sie ist zudem kein billiges Instrument und muss sich daher immer wieder Fragen nach ihrer besonderen Wirksamkeit gefallen lassen. Unsere bisherige Erfahrung aber hat gezeigt, dass die personelle Entwicklungszusammenarbeit einen wichtigen Beitrag leisten kann, wenn es von Seiten der Partner einen klar definierten Bedarf gibt und wenn sich bei den vermittelten Entwicklungshelfern fachliche und menschliche Qualitäten verbinden.

WALTER HÄTTIG ist Geschäftsführer des Weltfriedensdienstes.

Ankunft in Ghana

Zehn Augen-Blicke

Holger Scheffler

Viele KooperantInnen betreten das Land, in dem sie künftig leben und arbeiten werden, zum ersten Mal.

Deshalb gehören ausführliche Informationen über Land und Leute, über Geschichte und Kultur, zur Vorbereitung. Mit ihrem umfangreichen, neu erworbenen Wissen im Reisegepäck, landen die Kooperanten dennoch auf unbekanntem Terrain. Holger Scheffler, der in den kommenden Jahren ein Ausbildungsprojekt an der Volta-Mündung, 100 km östlich von Accra, beraten wird, hat seine ersten Eindrücke in Augen-Blicken festgehalten.



1.

Das flache Boot mit dem leisen Außenborder gleitet fast lautlos über die ruhige Wasseroberfläche. Je weiter wir in diese Inselwelt eindringen, desto enger werden die Wasserarme des Voltaflusses. Palmen mit reifen Früchten und Zuckerrohr-Pflanzungen können wir vom Boot aus erkennen. Die Dörfer liegen geschützt hinter dem wuchernden Ufergrün. Eine üppige, faszinierende Buschlandschaft scheint meiner Vorstellung von Paradies erstaunlich nahe zu kommen. Weit draußen im Strom liegen die Boote der Fischer und Muscheltaucher. Sie arbeiten getrennt voneinander, denn in den Booten der Muscheltau-



Holger Scheffler mit Charles Adu Poku und Albert Buer

cher surrt seit einiger Zeit ein Kompressor, der die Taucher über eine weiße, bewegliche Plastikleitung mit Luft versorgt. Auf diese hellen Plastikschlangen muss unser Bootsführer besonders achten, damit er nicht die Taucher auf dem Flussgrund gefährdet. Seitdem die Kompressortechnologie hier Einzug gehalten hat, konnten die Muschelsammler ihre Erträge wesentlich verbessern. Diese Profite zieht auch immer mehr Jugendliche auf den Fluss und es ist die Zeitspanne schon abzuschätzen, bis die Muschelbänke kleiner werden und schließlich ganz zu verschwinden drohen.

2.

Auf einer kleinen Insel unterhalte ich mich mit dem Schuldirektor der Grundschule. Er ist noch jung, schätzungsweise Mitte Zwanzig. Vor 10 Monaten wurde er von der Regierung hierher geschickt, um diese Schule zu leiten. „Ja“, räumt er etwas verlegen ein, „nicht alle Schüler kommen regelmäßig zur Schule. Einige Schüler sehen wir fast nie. Sie sind draußen auf dem Fluss und arbeiten. Ihre Eltern

benötigen sie als Arbeitskräfte oder aber sie selber haben den Entschluss gefasst, Geld zu verdienen. Mit 12 Jahren verliert die Mutter die Kontrolle über ihre Söhne. So ist unsere Kultur.“ Er zuckt leicht mit den Schultern und lächelt entschuldigend.

„Aber wir versuchen unser Bestes. Wir reden mit den Eltern und erklären ihnen, dass der Schulbesuch wichtig für ihre Kinder ist. Nun ja“, gesteht er einschränkend, „die Eltern haben oftmals selber keine Schule besucht und der Vater hat von seinem Vater das Fischen und Muscheltauchen erlernt. Warum soll er jetzt seine Söhne in die Schule schicken, nur weil es ein Gesetz gibt, das nirgendwo im Land eine besondere Beachtung findet.“

„Und die Lehrer?“, möchte ich wissen, „können sie die Schüler nicht vom Sinn des Schulbesuchs überzeugen? Gerade in den ersten Jahren scheinen die Schüler ja regelmäßiger am Unterricht teilzunehmen.“ „Ja“, gibt er zu, „dies ist unsere Aufgabe. Zumindest die Jungs können wir so erreichen. Bei den Mädchen ist es noch etwas schwieriger. Manchmal werden sie von den Eltern gar nicht zur Schule geschickt.“

„Wo liegen die Gründe?“, möchte ich wissen. „Geld?“ „Sicherlich auch, aber der Schulbesuch ist umsonst. Natürlich fallen Kosten an: Uniform, Hefte, Schreibzeug, etc. ..., aber auf dem Land und gerade hier weit abgelegene

etwas verstehen.“ Schulbücher? „Ja, die sind auf Englisch. Sofern, wir welche haben. Unsere Bibliothek ist sehr klein, wissen Sie. Aber die Schüler lesen gerne, sobald sie die Sprache beherrschen“, versichert er mir.



auf den Inseln im Fluss gibt es oftmals traditionelle Bedenken, Mädchen zur Schule zu schicken. Aber sie sind nicht mehr so stark wie früher“, korrigiert sich der Schulleiter mit einem Lachen.

„Was sind das für Bedenken?“ Der Schulleiter zögert ein wenig mit der Antwort. „Wissen Sie, wenn zum Beispiel ein Mädchen sehr schnell lernt oder die Klassenbeste ist, dann glaubt man hier leicht an magische Kräfte, dann kann das Mädchen Schwierigkeiten bekommen. Nicht immer; aber so etwas kommt hier noch vor...“ Ich schaue ihn erstaunt an und ein Schweigen liegt plötzlich zwischen uns; so als habe er mir schon zu viel verraten. Dann wechselt er das Thema.

„Unser Hauptproblem sind die fehlenden Lehrer. Hier will doch keiner arbeiten. Oftmals kommen die Neuen für wenige Tage und verschwinden dann wieder.“ Er zuckt die Schulter und möchte nicht deutlicher werden. Die wenigen, die hier arbeiten, kommen aus dieser Gegend und sprechen die Sprache. – Ja, Unterrichtssprache sollte Englisch sein, gleich von der 1. Klasse, aber dann würde wohl kein Schüler

Und dann kommt der Schulleiter doch noch einmal zurück auf die Lehrerproblematik. „Wissen Sie, hier im Distrikt kommen auf einen Lehrer zwischen 80 und 120 Schüler. Das ist zu viel! Da kann sich der Lehrer um keine Schulabbrecher mehr kümmern. Und viele Lehrer haben keine Ausbildung, sondern es sind Hilfslehrer aus der Gemeinde. Die bleiben und laufen wenigstens nicht weg“, fügt er hinzu und lacht das erste Mal frei auf.

3.

Drei Meilen flussabwärts kommen wir zur Volta-Mündung bei Ada-Foah. Hier strömt der größte Fluss Ghanas in den Ozean. Der Kontrast kann größer nicht sein. Auf der einen Seite der Strand-Landzunge der ruhig dahin fließende Strom; auf der anderen Seite die ewig brüllende graue Brandung des Meeres.

Ja, es könnte so schön sein, für den in Robinson Crusoe-Bildern denkenden Europäer; aber es ist dreckig, unsagbar dreckig. Der kilometerlange Strand erinnert mehr an eine Müllhalde und wäre nicht die ständig wehende Brise

vom Meer, dann gäbe es auch tatsächlich hier Müllberge zu besichtigen. Nein, touristisch ist diese Küste nur theoretisch, denn der Weg zum Tourismus ist noch weit.

Das Hauptmüllproblem ist Plastik. Unzählige Plastiktüten bedecken den Sand. Und seitdem es lokale Anbieter für Trinkwasser gibt, wird dieses höchst zweifelhafte Produkt in kleinen, zugegeschweißten Plastikbeuteln angeboten. Ich selber vermute, dass es sich bei dem Produkt um kein Trinkwasser handeln kann, denn vom Geschmack her erinnerte der Inhalt mich ganz stark an Seifenlauge.

„Nein“, sagte mir ein Beamter von der Gemeinde, „wir haben nicht die Möglichkeiten, die Trinkwasserqualität in diesen Plastiksäcken zu überprüfen. Sie sollten nur die offiziellen Wasserflaschen kaufen. Aber die Bevölkerung kauft eben das, was billig ist und achtet dann auch weniger auf Qualität. Letztendlich wird es dann für die Bevölkerung aber doch teurer, denn die Erkrankungen, die auf schlechtes Trinkwasser zurückzuführen sind, werden in der Statistik an zweiter Stelle geführt; gleich hinter Malaria mit 18.000 Erkrankungen pro Jahr im Distrikt.“ (Bei etwa 90.000 Einwohnern).

4.

Die kleinen Fischerdörfer, die direkt am Strand liegen, bestehen aus einfachen Lehmhütten. Die Distriktverwaltung möchte diese Gemeinden





auflösen und in das geschützte Hinterland verlegen. Diese Bestrebungen gibt es schon seit Jahren, aber die Bewohner wehren sich erfolgreich dagegen. Dabei sind gerade während der Regenzeit die hygienischen Verhältnisse katastrophal. Es gibt keine Toiletten in den Dörfern, die direkt hinter dem kleinen Sanddeich unter dem Meeresspiegel liegen. Die Bewohner benutzen seit jeher den Strand als Gemeinschafts-W.C. und mit der Brandung haben sie sogar eine Wasserspülung. Zwischen den Dörfern erstreckt sich ein schlammiges Reservoir als Auffangbecken für den Regen und manchmal auch für die Flut. Wenn die Sonne mittags mit ihrer größten Kraft vom Himmel sticht, dann scheinen die schweren Ausdunstungen aus diesem Erdreich sogar sichtbar zu werden. Die kleinen Kinder lieben den Schlamm und tummeln sich unbeschwert auf dieser Spielwiese. Ich bin mir sicher, dass ich noch nicht einmal ein Fußbad in diesen Kloaken überstehen würde. Bei meinen Strandspaziergängen werde ich sehr schnell von den Kindern der Dörfer angerufen. Als einziger Weißer bleibe ich nicht unentdeckt. Sie kommen schreiend auf mich zugelaufen; einige sind noch so klein, dass sie große Wegstrecken am Strand auf allen Vieren zurücklegen müssen. Aber eines ist allen gemein. Ihr „give me money“ ist wirklich nicht böse oder unhöflich gemeint. Sie haben gelernt, jeden Weißen nach Geld zu fragen. Sie nehmen mich bei der Hand, lachen, tanzen

und albern herum. Ihr „give me money“ wird zu einer Melodie. Sie betasten meine Hosentaschen, wie ein Sohn, eine Tochter die Taschen des Vaters untersucht, ob er vielleicht dort Süßigkeiten versteckt hat. Alles ist Spiel und weil ich ein Weißer bin, ist ihr Verhalten eine „angemessene“ Begrüßungsgeste. Werden sie einmal dieses Bettelverhalten vergessen können...? Oder verstärken wir durch unsere Hilfsangebote nur ihre Abhängigkeit? Ich habe keine Antworten auf solche Fragen.

5.

Fischen am Meer ist eine Gemeinschaftsaufgabe. Die mit den Booten ausgebrachten, mehrere hundert Meter langen Netze, werden von den am Strand wartenden Dorfbewohnern wieder eingeholt. Dies ist eine Knochenarbeit und geht nur sehr langsam vonstatten. Es kann Stunden dauern, bis das Netz eingebracht ist und der Fang auf dem Strand liegt. Das rhythmische Ziehen der Seile wird durch das Singen von speziellen Liedern unterstützt. Nachdem der Fang eingebracht wurde, beginnt der Verkauf, der von den Frauen organisiert wird. Die Männer ziehen sich zurück. Ihre Aufgabe wird es sein, die Netze zu überprüfen und gegebenenfalls auch auszubessern. Dieses Mal war der Fang nur bescheiden. Fünf wagenrädergroße Häufchen an kleinen silbrig schimmernden Fischen werden zum Verkauf angeboten. Für

Außenstehende ist es ein ohrenbetäubendes Geschrei. Schnell vermutet man einen ernsthaften Streit zwischen den Frauen. Aber alles bleibt friedlich, denn von Streit kann bei diesen Verkaufsverhandlungen keine Rede sein. Nach einer Stunde sind alle Fische verschwunden. Zurück bleibt der Plastikmüll, der mit dem Netz an den Strand gezogen wurde. Morgen früh, wenn das Meer ruhig bleibt, und die Brandungshöhe nicht wesentlich über einen Meter hinausgeht, werden die Boote wieder hinausfahren und ihre Netze aufspannen.

6.

John habe ich am Strand kennen gelernt, er lebt zeitweise in einem Fischerhaus weiter im Westen. Das Besondere an seinem Haus ist die Lage. Es befindet sich nur noch wenige Meter von der Brandung entfernt. Ursprünglich, erzählte er mir, standen hier auch die Häuser seiner Großfamilie. Dabei deutet er auf eine Stelle im Meer. Jedes Jahr holt sich der Ozean ein Stück von der Küste. 20 Meter sollen es im letzten Jahr gewesen sein. Das alarmierte auch die nationale Presse, die vom bedrohten Ada Foah sprach. Aber ein wirksamer Küstenschutz kostet Millionen von Dollar und die werden auf absehbare Zeit nicht nach Ada Foah fließen. John wird sich wohl in den kommenden Monaten ganz in sein Zweithaus im Hinterland zurückziehen müssen.

7.

Dort am westlichen Strand von Ada Foah liegt das ehemalige koloniale Zentrum dieses Ortes; oder genauer gesagt, das, was davon noch übrig geblieben ist: die Kirche und ein paar halbverfallene Bauten. Der ständige Seewind nagt hier seit 50 Jahren am Gemäuer. Es gibt keine Renovierungsprogramme für historische Häuser. Es gibt auch keine Menschen, die sich dafür interessieren und mit einem Unesco-Fond oder anderen Geldern versuchen, die Gebäude zu retten. Später einmal könnten sie wichtig sein, ja, sicherlich, wenn erst der Tourismus in Ada Foah Einzug hält. Aber später wird das Meer auch alle diese Gebäude schlucken, wie es die ande-

ren Kolonialbauten schon geschluckt hat. Der Mann von der Gemeindeverwaltung deutet auf eine unbestimmte Stelle weit draußen im Meer. Die dunkle Vergangenheit verschwindet hier automatisch und die neuen Herren in ihren Lehmhütten haben gelernt, sich dem Meer anzupassen. Und was ist mit der Gemeindeverwaltung hier draußen am Meer? „Ja, wir sollen schon seit Jahren umziehen, aber wir haben noch kein Grundstück gefunden. Und die traditionellen Führer und Könige verkaufen höchst ungern an den Staat, weil seine Zahlungsmoral im Ruf steht, nicht die Beste zu sein.“

8.

Die neue Uniform trägt Vincent mit sichtbarem Stolz. Er ist Feuerwehrmann im Distrikt; der einzige Feuerwehrmann. Vor wenigen Monaten wurde er aus der Hauptstadt hierher beordert. Seitdem sucht er eine Wohnung, ein Büro und irgendwann wird er auch einen Wagen benötigen. Bisher reist er noch mit dem Bus durch den Distrikt, auf eigene Kosten, wie er behauptet, denn seine Abteilung im Ministerium sei noch neu und habe für viele Aktivitäten kein Geld. Ich schaue ihn ungläubig an und er scheint meine Gedanken zu erraten. „Ich bin nicht nur zuständig für die Brandbekämpfung, sondern auch für die Prävention. Das bedeutet in erster Linie Aufklärung, das Erarbeiten von Brandschutzplänen und die Ausweisung von Gefahrenquellen.“ Und dann erwähnt er die wichtigsten Gebäude im Distrikt, wie das Krankenhaus und die Gemeindeverwaltung. Vincent lacht viel beim Reden und mir ist nicht klar, ob er seine Aufgaben beim Vorstellen auch gleichzeitig ironisiert. Er erwähnt den über 30 km langen Küstenstreifen mit seinem Gefährdungspotential: Sturmfluten, Tankerunfälle etc. Aber auch die Gefahrguttransporte auf den Straßen und auf dem Fluss soll er überwachen. Zunehmend zweifelnd schaue ich ihn an, denn Vincent hat noch nicht einmal ein Fahrrad von der Regierung gestellt bekommen. „Aber wir sind sehr gut ausgebildet worden“, erklärt Vincent mit seinem typischen Lächeln. „Nur die etwas dürftige Ausstattung

behindert meine Arbeit, so dass ich das Erlernte noch nicht vollständig zur Anwendung bringen kann. Ich schreibe jeden Monat einen Bericht für das Ministerium und erwähne die Schwierigkeiten natürlich auch. Zurzeit schreibe ich ihn noch in meinem Gästezimmer.“ Dann überlegt er einen Augenblick und schaut mich mit fragenden Augen an. „Vielleicht kann deine Organisation mir eine Schreibmaschine besorgen?“

9.

Ich gehe zurück zum Parkplatz der Distriktverwaltung. Selbst hier noch spüre ich die feuchte Gischt der Brandung. Kurz bevor ich meinen Projektwagen erreiche, höre ich eine Kleitmädchenstimme. Reflexartig denke ich an das „give-me-money“ der letzten Tage. Ich drehe mich um und entdecke in einem Abstand ein etwa zehnjähriges Mädchen, das sich ihre kleine Schwester auf den Rücken gebunden hat. Mit dem ausgestreckten Arm zeigt sie vor sich auf ein Papierblatt. Sie hebt es für mich auf und kommt auf mich zugelaufen. Beim Näherkommen erkenne ich die beiden Geldscheine in ihrer Hand, die mir aus der Hosentasche gerutscht sein müssen, als ich nach dem Autoschlüssel suchte. Mit einer schnellen Verbeugung überreicht sie mir das Geld und lässt mich allein auf dem Parkplatz zurück.

10.

Zurück zur Voltamündung. Mit dem Boot fahre ich nun flussaufwärts am rechten Flussufer entlang. Die fast schwarzen Hütten sind aus Lehm und Palmenblätter errichtet. Nackte Kinder planschen im Fluss und winken. Die Frauen und Männer beachten uns kaum. Urplötzlich verändert sich die Szene. Hier beginnt das Ada Foah der reichen Oberschicht. Teure Sportboote umkreisen uns und schwarze und weiße Kinder fahren Wasserski. Die Villen, die wir jetzt am Ufer sehen, gehören meistens den Geschäftsleuten aus Accra und einige von ihnen werden auch für viel Geld an internationale Unternehmen, die in Ghana tätig sind, vermietet. Ich habe einige Villen besichtigt und war überrascht und beeindruckt von dem, was ich zu sehen bekam.



Laura ist eine sehr erfolgreiche Rechtsanwältin aus Accra. Sie hat 20 Jahre in London gelebt und gearbeitet. Nun ist sie nach Ghana zurückgekehrt und baut – nebenberuflich – Häuser in Ada Foah. Ihr schönstes liegt direkt am Fluss. Der Garten wurde architektonisch gestaltet. Er ist eine eigene aus Natursteinen und Pflanzen geschaffene Welt. In der Villa gibt es vier Wohneinheiten. Jede Wohneinheit folgt einem anderen Stil, einer anderen Epoche. Der Luxus wird nicht verheimlicht, aber er verkümmert auch nicht zu einem funktionslosen Kitsch. Das Doppelzimmer kostet im Monat 3000 US-\$. Alle Zimmer stehen leer, denn Laura kann warten. Sie hat es nicht nötig, mit dem Preis zu jonglieren. Sie ist, wie gesagt, eine sehr erfolgreiche, ghanaische Geschäftsfrau.

HOLGER SCHEFFLER ist Berufsschullehrer und arbeitet seit Juli 2002 als Kooperant für den Weltfriedensdienst. Vor seiner Tätigkeit in Ghana war er für den WFD in einer Berufsschule in Leguruki/Tansania tätig.

Bildung ist Zukunft

Das Ausbildungsprojekt im Dangme East District, das von der Partnerorganisation GROWTH durchgeführt wird, verhilft Jugendlichen zu einer Ausbildung und damit zu einer Perspektive.

Um diese Arbeit weiter unterstützen zu können, benötigen wir Ihre Spende. Mit 100 Euro finanzieren Sie das Monatsgehalt eines Ausbilders.

Stichwort: **Bildungsfonds**

Ein vom WFD unterstütztes Projekt

„Mit dieser Situation zu leben, gehört dazu“

Als Friedensfachkraft in Palästina

Uli Schießl

Förderung von Friedensaktivitäten, Beiträge zur Versöhnung, Abbau von Vorurteilen, Stärkung von Friedenspotentialen ... So beschreibt das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung die Aufgaben des Zivilen Friedensdienstes.

Uli Schießl, Friedensfachkraft des Weltfriedensdienstes, lebt und arbeitet in einem Teil der Welt, der seit Jahrzehnten als Krisengebiet bezeichnet wird.

Jeden Morgen, wenn ich unsere Wohnung in der Altstadt Jerusalems verlasse, durchquere ich den Hof unseres Nachbarn, Abu Fayad. Von Herkunft Armenier, ist er doch Palästinenser, denn seine Vorfahren sind schon vor Jahrhunderten nach Palästina eingewandert – damals, als es noch ein Palästina gab. Er steht exemplarisch für viele Bewohner/innen Jerusalems. Er hat alle Nahostkriege miterlebt. Sein Vater ist 1948 durch israelischen Bombenbeschuss ums Leben gekommen. Er ist vor dem armenischen Konvent in seinen Armen verblutet. Ein Trauma, das ihn bis heute nicht loslässt. 1967 konnte er der Vertreibung aus seinem Haus durch die israelische Armee nur deshalb entgehen, weil seine Familie mit dem örtlichen Rabbiner befreundet war. Die meisten Nachbarn mussten damals ihre Häuser verlassen. Sie sind umgezogen, in die Randzonen Jerusalems oder in Flüchtlingslager. So wie etwa ins Shafat-Camp, wo die meisten Vertriebenen Jerusalems untergekommen sind und wo sie immer noch leben und wo sie, damals wie heute, den fortwährenden und sogar zunehmenden Repressalien der israelischen Militärbehörden ausgesetzt sind. Sie werden nun eingemauert, durch eine neun Meter hohe Separationsmauer, die ihnen und allen Bewohner/innen der Westbank den Zugang zu Jerusalem und nach Israel versperrt soll.



Doch das ist eine andere Geschichte. Zurück zur Altstadt Jerusalems: Das entleerte Viertel wurde damals mit israelischen Zuzüglern bevölkert und umbenannt in „jüdisches Viertel“. Dieses Viertel ist allerdings nichts anderes als eine der mehr als 250 illegalen israelischen Siedlungen in der Westbank, deren Existenz, laut Artikel 49 (6) der Vierten Genfer Konvention, einen Bruch des Völkerrechts darstellt. Von unserem Schlafzimmer aus, das pittoresk über der Gasse liegt, die direkt zur Klagemauer führt, höre ich häufig die Fremdenführer/innen, die Touristengruppen durch das Viertel führen. Sie preisen die „Befreiung“ Jerusalems als Meilenstein israelischer Geschichte. Privat kenne ich mittlerweile schon zwei palästinensische Familien, die ihre Häuser in diesem Viertel seit 1967 nur noch von außen betrachten dürfen. Aber auch dies ist eine andere Geschichte.

Zurück zu Abu Fayad. Er selbst ist 79 und lebt allein, zusammen mit seiner um sechs Jahre älteren Schwester. Seine vier Kinder sind in die USA ausgewandert. Hier in Palästina, sagt er, ha-

ben sie keine Chance. Wer kann, der flüchtet. Nur die, die keine Alternative haben, halten stand. Mit diesen und ähnlichen Geschichten lebe ich hier. Alle gleichen sich, sind einmal mehr, einmal weniger dramatisch und zeugen von dem Leid unter militärischer Besatzung. Natürlich werde ich auch direkte Augenzeugin dieses Leids. Wie ließe sich das auch vermeiden. Mein täglicher Arbeitsweg führt mich nach Hebron, eine Stunde hin, eine Stunde zurück. Da



Uli Schießl

sieht man so allerhand. Ist der Checkpoint in Beit Jala geschlossen, benötige ich unter Umständen auch zwei Stunden für die Rückfahrt. Wenn der Terminal am Checkpoint erst einmal fertig ist, wer weiß, wie lange der Heimweg dann dauern wird. Ich sehe Wachtürme und Soldaten, Schikanen und Landnahmen, zerstörte Häuser, zerstörte Felder. Warum bleibe ich hier?

Vielleicht wegen unseres Projektes in Hebron, dem „Haus der Gewaltfreiheit“, das wir gemeinsam mit unserer einheimischen Projektpartnerin, der *Library for Nonviolence and Peace* aufbauen. Es ist mittlerweile unser zweites Projekt mit LOWNP. Die Idee ist, einen Treffpunkt für Jugendliche aufzubauen, etwas was hier dringend gebraucht wird. Es sollen Konfliktpiloten/innen in der Kunst ziviler Konfliktlösungsstrategien ausgebildet und Kurse im Bereich Theater, Kunst, Musik und viele weitere Aktivitäten angeboten werden. Externe Gruppen erhalten hier die Möglichkeit, sich aktiv an der Programmgestaltung zu beteiligen. Alles in allem arbeiten wir an der Errichtung eines Ortes inmitten des Chaos, an dem junge Menschen ihre Gewalterfahrungen bearbeiten und wo friedvolle Begegnungen stattfinden können. Im Moment arbeiten wir an der Erweiterung des Projektes, um mit Hilfe der „Ärzte der Welt“ einen Bereich für psychosoziale Betreuung aufzubauen.

Solche Projekte sind für die Menschen hier ein Hoffnungsschimmer am Horizont.

Wir haben ein junges, motiviertes und professionelles Team, mit dem es eine Freude ist zu arbeiten. Auch wenn der Druck von außen zunimmt. Zwar können die Kollegen/innen die Westbank nicht verlassen, einer davon nicht einmal Hebron. Und alle haben sie ihre Geschichte. Trotzdem arbeiten sie voller Begeisterung am Aufbau des Projektes mit. Weshalb sollte ich dann weggehen?

Vielleicht auch deshalb nicht, weil Solidarität in Zeiten der Krise besonders wichtig ist. Zunehmend werden internationale Mitarbeiter/innen lokaler und internationaler Organisationen, die sich in der Westbank engagieren, an der Einreise gehindert oder ihnen

wird schlichtweg die Visumsverlängerung verweigert. Die israelischen Militärbehörden wünschen keine internationale Solidarität und erst recht keine unliebsamen Zeugen. Zum Glück arbeiten wir Friedensfachkräfte quasi im Auftrag der Bundesregierung, was uns den Erhalt eines Visums vereinfacht. Weshalb sollten wir uns als Weltfriedensdienst zurückziehen, anstatt die Möglichkeit zu aktiver Solidarität zu nutzen, was Teil unseres Auftrages ist?

Ich sehe auch die Verantwortung Europas. Flüchtlinge, das heißt, der Abbruch der Unterstützung für die palästinensische Bevölkerung, bringt keine Lösung, sondern eine Verschärfung der Problematik. Durch das Einfrieren von Hilfgeldern für die palästinensische Autonomiebehörde und deren allgemeine Blockade können seit Februar keine Gehälter an Regierungsangestellte ausgezahlt werden. Das bedeutet, dass seit Februar zehntausende Lehrer/innen, Angestellte von Universitäten und öffentlichen Krankenhäusern, Polizisten und Verwaltungsangestellte, ihre Familien nicht mehr ernähren können. Kranke können seitdem, wenn überhaupt, nur noch notdürftig versorgt werden. Das Personal ist auf der Suche nach anderen Einkommensquellen. Und was dies für andere Bereiche der Gesellschaft bedeutet, wird mir ebenfalls auf meinen Fahrten deutlich. Morgens um neun sind die Straßen voller Kinder. Sie kommen um diese Zeit aus den Schulen zurück. Die Schulen sind geschlossen. Die Kinder in ihren Schuluniformen marschieren unverdrossen jeden Morgen trotzdem dorthin. Die Schule könnte ja plötzlich wieder geöffnet sein.

Und Gaza? Auch hier hält die internationale Gemeinschaft nicht stand und überlässt die Menschen einer humanitären Katastrophe. Auch das ist eine andere, traurige Geschichte. Im Zivilen Friedensdienst arbeiten wir vor, in und nach Konflikten. So gehört es auch zu unseren Aufgaben, diese Erlebnisse und Erfahrungen in unsere tägliche Arbeit zu integrieren und Strategien zu deren Verarbeitung zu entwickeln.

Also mache ich meine Arbeit. Mit dieser Situation zu leben, gehört dazu.



Vielleicht halte ich auch deshalb stand, weil die Freundlichkeit der Menschen die Arbeit und das Leben hier erleichtert. Die Mutter einer befreundeten Familie in Al-Ram, einer Kleinstadt, die direkt hinter der Mauer Richtung Ramallah liegt, erzählt mir, sie wisse nicht, was Fröhlichkeit sei, sie habe in ihrem Leben noch keinen Anlass dazu gehabt. Sie empfängt uns trotz allem mit Freundlichkeit und Herzlichkeit. Vielleicht auch deshalb, weil ich in einer Region lebe, die ein Stück Heimat ist, nicht erst seit heute. Seit 1987 habe ich hier immer wieder Zeit verbracht, hier gearbeitet und die politische Entwicklung mitverfolgt. In dieser Zeit sind mir die Gegend und ihre Menschen ans Herz gewachsen. Und sicher auch deshalb, weil Jerusalem die schönste Stadt ist, die ich kenne.

ULI SCHIESSL ist Sozialarbeiterin und seit November 2005 Friedensfachkraft beim Weltfriedensdienst.



Den Frieden stärken

Seit vielen Jahren schon unterstützt der WFD die palästinensische Organisation *Library on Wheels for Nonviolence and Peace*. Die Arbeit wendet sich vor allem an Kinder und Jugendliche.

Mit Ihrer Spende unterstützen Sie den WFD. Damit wir auch weiterhin Projekte im Rahmen des Zivilen Friedensdienstes unterstützen können.

Ein vom WFD unterstütztes Projekt

„Er sah sehr deutsch aus“

Der Blick des Partners aus dem Süden

Berenice Meintjes

Vor einigen Jahren gab es beim Weltfriedensdienst ein Projekt, das sich ‚Partnerschaft statt Dominanz‘ nannte und das sich sehr kritisch mit der Rolle der Entwicklungshilfe bzw. EntwicklungshelferInnen auseinandersetzte. Die Frage, wie uns die Partnerorganisationen sehen und wahrnehmen, beschäftigt den Weltfriedensdienst heute genauso wie damals. Deshalb sind uns Antworten und Anregungen, wie sie die Südafrikanerin Berenice Meintjes gibt, die den WFD seit vielen Jahren kennt, besonders wichtig.



So genau, als wäre es erst gestern gewesen, erinnere ich mich an den Augenblick, als ich „den Kooperanten“ das erste Mal sah. Ich hatte keine Ahnung, wen ich treffen würde. Es hatte Monate der Verhandlungen und der Planung gegeben, und ich war ärgerlich darüber, dass unsere Bitte, an den Auswahlgesprächen teilnehmen zu dürfen, abgelehnt worden war. Immer wieder ging mir der Gedanke durch den Kopf: „Ich wette, sie würden niemanden, mit dem sie nicht einmal gesprochen haben, drei Jahre lang in ihrer Organisation akzeptieren.“ Von daher war ich ärgerlich und verunsichert, als ich durch den kalten Nebel auf ihn zuing. Er war sehr groß und breitschultrig, was meine Bedenken nicht gerade zerstreute. Und er sah sehr deutsch aus. Er hatte ein kantiges Gesicht und eine edle Nase. Auch das war keine Hilfe. Aber als er mich kommen sah, lächelte er warmherzig. Er streckte die Hand aus, begrüßte mich mit einem traditionellen Zulu-Handschlag und sagte in gebrochenem Zulu: „Sawubona dadewethu – Ich grüße Dich, Schwester“. Meine Ablehnung schmolz augenblicklich dahin und von diesem Moment an wusste ich, alles würde gut werden.

Drei Kooperanten und damit drei wirklich gute Freunde später kann ich die Situation von damals mit mehr (oder vielleicht auch weniger) Objektivität betrachten. Dieser Artikel ist eine persönliche und zugleich institutionelle Antwort auf die partnerschaftlichen Erfahrungen mit Fachkräften im Rahmen des Zivilen Friedensdienstes. Diese Partnerschaften wurden durch den Weltfriedensdienst ermöglicht und waren in der südafrikanischen Organisation Sinani angesiedelt.

Sinani ist Zulu und bedeutet „wir sind bei euch“. Sinani arbeitet mit Gemeinden in KwaZulu-Natal, die besonders von Gewalt betroffen sind. Die Organisation funktioniert nach den Prinzipien demokratischer Mitsprache und Mitbestimmung – bis zum Extrem. Personal und Management bestehen fast ausschließlich aus Zulu sprechenden Südafrikanern, von denen viele aus Gemeinden kommen, die ebenfalls unter Armut und Gewalt leiden.

Wie die Einleitung schon andeutet, gehört die positive und offene Haltung der Kooperanten, mit denen wir zusammengearbeitet haben, zu den Dingen, die wir besonders geschätzt haben. Ihr Verhalten war geprägt von Beschei-

denheit und einem echten Willen zu lernen. Dazu gehörte auch ein tiefer Respekt für die Kultur und das Leben in Südafrika. Die meisten werden sicherlich darin übereinstimmen, dass kulturelle Sensibilität eine notwendige Voraussetzung für diese Art der Arbeit ist. Ein Begriff, der schwierig zu bestimmen oder objektiv zu beurteilen ist.

Er scheint etwas mit der Art und Weise zu tun zu haben, wie sich jemand im Umgang mit anderen zurückernimmt. Dabei geht es nicht darum, eigene Werte zu verleugnen. Vielmehr hat es etwas damit zu tun, wie fest jemand in der eigenen Kultur und in den eigenen Werten verankert ist, um die Fähigkeit und die Begeisterung aufzubringen, sich tatsächlich auf eine andere einzulassen.

Es gibt einige Dinge, die wir von den drei Kooperanten in Sachen kulturelle Sensibilität und Respekt gelernt haben:

- Das Bemühen, sich zumindest Grundkenntnisse der lokalen Sprache anzueignen
- Die Teilnahme an den sozialen Aktivitäten der MitarbeiterInnen der Organisation
- Die Bereitschaft, sich an die Regeln zu halten, die auch für das übrige Personal gelten

- Die Geduld, in der ersten Zeit vor allem etwas über die Organisation zu lernen, statt sich übereifrig in die Umsetzung des Projekts zu stürzen.

Gut möglich, dass kulturelle Sensibilität in jeder Kultur anders wahrgenommen wird. Wahrscheinlich hat jede Organisation ihre eigene Kultur und ihre eigenen Werte. Aus diesem Grund hatte sich *Sinani* vehement dafür eingesetzt, dass ein Vertreter der Organisation an der Auswahl beteiligt sein sollte. Es wird weder dem Projekt, noch der Gastorganisation, noch dem Kooperanten gerecht, wenn Grundhaltungen und Herangehensweisen nicht zueinander passen. *Sinani* hatte argumentiert, dass die Kosten für eine Teilnahme am Auswahlverfahren zwar hoch sind, aber dennoch nur einen Bruchteil der Kosten ausmachen, die in einem Projekt anlaufen. Wir fühlten uns wahrgenommen und respektiert, als diese Praxis sich änderte und wir in alle Aspekte des Auswahlverfahrens miteinbezogen wurden.

Ein weiterer wichtiger Aspekt für die erfolgreiche Zusammenarbeit war ein Workshop für alle Mitarbeiter gleich zu Beginn des Projekts. Auf diese Weise wurde auch denjenigen, die nur wenig an der Planung beteiligt waren, die Möglichkeit gegeben, sich stärker mit dem Projekt und mit der Organisation zu identifizieren.

Wir fanden es auch hilfreich, den Kooperanten ein oder zwei individuelle Mitarbeiter zuzuweisen, die ein besonderes Interesse am Projekt haben und

deshalb die zusätzliche Verantwortung übernehmen, dem Kooperanten in der ersten Phase die Eingewöhnung zu erleichtern. Eine weitere Hilfe ist, dem Kooperanten eine spezielle, klar definierte Aufgabe und Rolle zu übertragen. Hierin war *Sinani* nicht so erfolgreich, was die Kooperanten teils verwirrte und verunsicherte.

Eine weitere Herausforderung war die Doppelfunktion der Kooperanten, die einerseits Projektaktivitäten durchführen und Resultate erreichen, andererseits aber auch die Finanzen überprüfen sollen, woraus sich eine Machtfrage ergeben könnte. Diese Doppelfunktion muss offen angesprochen und diskutiert werden, um zu verhindern, dass unterschwellige Ressentiments entstehen.

Die Rolle eines Kooperanten ist ausgesprochen anspruchsvoll. Nicht nur befindet er sich in einem anderen kulturellen Zusammenhang, meistens müssen auch noch zusätzliche technische Anforderungen und Fähigkeiten erlernt werden. Meiner Meinung nach wird der Supervision und Unterstützung eines Kooperanten gegenwärtig zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Dies könnte durch eine informelle Supervision durch das Management der Gastorganisation und durch ein Mitglied der entwicklungspolitischen Organisation geleistet werden. Aber diese Beziehungen sind möglicherweise durch zusätzliche Interessenkonflikte überlagert und dürften den Bedürfnissen der Kooperanten nur teilweise gerecht werden. Deshalb könnte es für

die Kooperanten hilfreich ein, wenn sie sich einen Außenstehenden wählen könnten, der ihnen professionelle Supervision/Beratung sowie emotionale und soziale Unterstützung bietet.

In diesem Zusammenhang sollte auch der Fürsorge für die Kooperanten zusätzliche Beachtung geschenkt werden – meiner ganz persönlichen Meinung nach. Die Rolle eines Kooperanten ist nicht die eines Missionars, bei dem ein gewisses Maß an Unbequemlichkeit als Beweis für die Ernsthaftigkeit seiner Berufung angesehen wird. Kooperanten sind Profis, ihre Arbeit ein organisierter Austausch von Fähigkeiten und Kenntnissen. Deshalb sollen sie angemessenen für ihre Zeit und ihre Bemühungen bezahlt werden und zusätzlichen Urlaub erhalten, um ihr soziales Umfeld zu Hause pflegen zu können.

Was wir an den Kooperanten besonders geschätzt haben, waren die konstruktiven Rückmeldungen zu unserer Arbeit und Funktionsweise. Das war nicht immer nur angenehm, aber wir haben erkannt, dass Kooperanten eine einzigartige und hilfreiche Sicht auf Dinge hatten, für die wir selbst blind oder taub geworden waren.

Kürzlich gab es bei *Sinani* eine ernsthafte Krise. Und interessanterweise setzte ich mich in dieser Zeit der schmerzvollen Überlegungen plötzlich hin und schrieb eine Email an eben jenen ersten Kooperanten, den ich damals mit so viel Beklommenheit erwartet hatte.

Ich schrieb ihm, ich wünschte, wir könnten jetzt einen Kaffee miteinander trinken und ausführlich über alles sprechen. Die Rolle des Kooperanten als „objektiver Insider“ ist außerordentlich wichtig, denn er kennt die Organisation einerseits gut genug, ist andererseits bei allem Interesse an ihrem Wohlergehen gleichzeitig objektiver. Die fortwährende, andauernde Unterstützung per Email ist Beweis für den Wert dieser Beziehung.

BERENICE MEINTJES ist Leiterin des *Peacebuilding Programme* bei *Sinani/PSV*, das vom Weltfriedensdienst mit einer Friedensfachkraft unterstützt wird.

Übersetzung: Brigitte Walitzek und Elke Kuhne



Das Team von *Sinani/PSV*. Berenice Meintjes ist die einzige weiße Kollegin.



Entwicklungshelfer – gibt's die?

Annäherung an ein Berufsbild

Siegfried Schröder

Glücklicherweise machen sich immer wieder Menschen auf, ihre Arbeitskraft dem Gemeinwohl zur Verfügung stellen zu wollen. Antirassismusingitiativen, die Arbeit von Naturschutzvereinen oder Flüchtlingsräten kämen ohne die engagierte und oft schlecht oder gar nicht bezahlte Arbeit dieser Menschen nicht aus. Manchmal rufen solche Menschen auch beim WFD an und fragen, ob sie bei und mit uns den Menschen im Süden ‚helfen‘ können. Andere fragen, wie man ‚Entwicklungshelfer‘ wird. Antworten darauf sind nicht immer leicht zu finden.

Ist auf der einen Seite ein Engagement für die Menschen in den Partnerländern auf der ärmeren Halbkugel der Welt wohl zweifelsfrei eine wichtige Voraussetzung, um in der internationalen Entwicklungszusammen- und Friedensarbeit erfolgreich mitwirken zu können, so schwierig ist es auf der anderen Seite, einen ‚klassischen Ent-

wicklungshelfer‘ – oder ‚Kooperanten‘, wie der WFD diese Akteure zu nennen pflegt – zu beschreiben, seine oder ihre Qualifikationsmerkmale zu benennen. Deutlich wird dieses Dilemma, wenn man bedenkt, dass ein solcher Mensch zum Beispiel eine Partnerorganisation darin beraten soll, wie diese in Zusammenarbeit mit allen wichtigen Akteuren vor Ort ein Existenzgründungsprogramm für junge BerufsschulabsolventInnen aufbauen soll und gleichzeitig Strukturen errichten soll, die ein solches Programm auch über die Einsatzzeit dieses Kooperanten hinaus erfolgreich bestehen lässt.

Eine andere Kollegin soll dagegen eine Friedensorganisation dabei unterstützen, ihre Versöhnungsarbeit besser zu dokumentieren und durch engeren Austausch mit anderen nationalen und internationalen Institutionen zu gegenseitigem Lernen bei der Anwendung von Instrumenten des Peacebuilding beitragen. Sie soll aber unbedingt darauf achten, dass dabei die Erfahrungen vor Ort handlungsleitend

sind, und nicht etwa ihre eigenen. Zudem wird erwartet, dass ihr Input die Partnerorganisation ein gutes Stück nach vorne befördert. Wiederum eine andere Kooperantin berät Kleinbäuerinnen bei der Selbstorganisation und bei der Verbesserung landwirtschaftlicher Anbaumethoden, um durch Stärkung ihrer eigenen Kraft sowohl im ökonomischen und sozialen Bereich als auch in ihrer politischen Arbeit ein größeres Maß an Zukunftsfähigkeit für sich und die nächste Generationen zu erreichen. Natürlich darf dabei nicht europäische Großstadtkultur als Maßstab in der Auseinandersetzung mit der traditionellen, von Männern dominierten Kultur im Einsatzgebiet angelegt werden, gleichzeitig erwartet der Arbeitgeber – also bei diesem Beispiel der WFD – sichtbare Fortschritte bei der Stärkung der Frauen, den „wichtigsten Motoren für Entwicklung“.

Was also soll ich antworten, wenn ich gefragt werde, was am besten zu tun sei, um EntwicklungshelferIn zu werden? Reicht es aus, Tropenlandwirtin zu sein oder Berufsschullehrer? Viel-

leicht noch gepaart mit dem „Herzen auf dem rechten Fleck“, sprich: ausgestattet mit reichlich Empathie für die armen und marginalisierten Menschen im Süden?

Vieles davon ist richtig und eine gute Voraussetzung für den Entwicklungsdienst. Natürlich braucht es für ein Landwirtschaftsprojekt, genauso wie für ein Bildungsprojekt, einschlägige berufliche Kenntnisse und mehrjährige Erfahrungen in entsprechenden Arbeitszusammenhängen. Und auch Engagement sowie ein hohes Maß an Frustrationstoleranz sind unabdingbare Eigenschaften, wenn man sich für einen Einsatz in einem Entwicklungs- oder Friedensprojekt entschließt, so wie sie vom WFD unterstützt werden.

Unsere langjährige Erfahrung zeigt aber, dass damit die Liste der Anforderungen noch nicht abgearbeitet ist. Da es in vielen Projekten vor allem darum geht, lokale Organisationen zu stärken und ihr Personal vielfältig fortzubilden, sind zusätzliche Fähigkeiten gefragt: Trainingserfahrung ist oft eine wichtige nachgefragte Kompetenz. In anderen Projekten braucht es Kenntnisse in Organisationsentwicklung. Nahezu immer fragen wir Erfahrungen beim Projektmanagement ab, und da vor allem bei der Verwaltung von Finanzmitteln. Und was wäre ein Projekt in Afrika, in Krisengebieten dieser Welt, in Rio oder in Palästina, ohne dass sich eine Kooperantin oder ein WFD-Berater mit den spezifischen Dynamiken einer Kultur, den offenen und verdeckten Konflikten einer bestimmten sozialen, ökonomischen und politischen Situation und den Eigenheiten einer Organisation und der dort arbeitenden Menschen auseinandersetzen muss. Insofern sind interkulturelle Kompetenz, bewusster und konstruktiver Umgang mit Konflikten, Fähigkeit zur Selbstreflexion und zur Selbstkritik wichtige Eigenschaften für einen Einsatz als WFD-Fachkraft. Kurzum, was wir versprechen können: Eine interessante, herausfordernde und bereichernde Aufgabe. Was wir erwarten müssen: Eine Persönlichkeit.

SIEGFRIED SCHRÖDER ist Projektberater beim Weltfriedensdienst und zuständig für Projekte in Ghana, Zimbabwe, Mosambik und Südafrika.



Projektberater Hans Jörg Friedrich zu Besuch bei COAJ in Argentinien

Netzwerke

Der 1962 gegründete Arbeitskreis **Lernen und Helfen in Übersee** (AKLHÜ) ist ein gemeinnütziger Verein mit 23 Mitgliedsorganisationen aus den Bereichen personelle Entwicklungszusammenarbeit, internationale Freiwilligendienste und entwicklungsbezogene Bildungsarbeit. Er war der erste Zusammenschluss von Initiativen und Organisationen mit einem praktischen Bezug zur personellen Entwicklungszusammenarbeit. Seine Mitglieder waren auch an der Ausarbeitung eines Entwicklungshelfergesetzes (EhfG) beteiligt, das 1969 von der Bundesregierung erlassen wurde. Mittlerweile werden jährlich etwa 1500 EntwicklungshelferInnen in Projekte vermittelt.

Die Ziele des Arbeitskreises bestehen darin, den Gedanken des Entwicklungsdienstes als Form eines umfassenden Sozial- und Friedensdienstes weiter zu entwickeln. In einer globalisierten Welt kommt dem weltweiten Lernen und Helfen eine zentrale Bedeutung zu. Der Arbeitskreis setzt sich dafür ein, dass die Potenziale eines jeden Menschen im Entwicklungsdienst und Freiwilligendienst zur Entfaltung kommen und wirksam werden. Mithilfe von seinen Mitgliedsorganisationen führt der AKLHÜ Fachtagungen und Gesprächskreise durch. Er bietet ein Forum für öffentliche Diskussionen und fördert die Vernetzung von nationalen und internationalen Akteuren.

In der Bonner Geschäftsstelle ist auch die **Arbeitsgemeinschaft der Entwicklungsdienste e.V.** (AGdD) angesiedelt. Es ist der Dachverband der nach dem Entwicklungshelfergesetz anerkannten Entwicklungsdienste – unter ihnen auch der Weltfriedensdienst. Die AGdD gewährleistet den gegenseitigen Erfahrungsaustausch und die Beratung der einzelnen Entwicklungsdienste und vertritt deren gemeinsame Interessen in der Öffentlichkeit. Sie ist in allen Fragen der Personalentsendung Ansprechpartnerin für Parlament, Regierung und Parteien.

Das Förderungswerk für rückkehrende Fachkräfte der Entwicklungsdienste ist ein Geschäftsbereich der AGdD. Aufgabe ist die berufliche Wiedereingliederung der Fachkräfte nach Rückkehr aus dem Entwicklungsdienst. Geleistet werden eine individuelle Beratung, Seminare zur beruflichen Orientierung, Hilfe bei der Arbeitsplatzsuche und Fortbildungsförderung.

Der Arbeitskreis Lernen und Helfen in Übersee e.V. bietet umfangreiche Informationen und Beratung. Seine Internetseite gibt Auskunft über die unterschiedlichsten Formen des sozialen Engagements weltweit, jedoch mit Schwerpunkt auf Einsätze im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit.

Arbeitskreis Lernen und Helfen in Übersee e.V.
Thomas-Mann-Str. 52 · 53111 Bonn · www.entwicklungsdienst.de

Pünktlich am großen Mudhowe-Baum

Ein Arbeitsalltag in Chimoio

Hans Schröder

Stellenausschreibungen sind oft ausführlich und nicht selten Ehrfurcht gebietend; Stellenanzeigen für EntwicklungshelferInnen machen da keine Ausnahme. Über die tatsächlichen Anforderungen, über den ganz normalen Arbeitsalltag in einem Projekt verraten sie wenig. Hans Schröder, der vor einigen Jahren bereits längere Zeit in Angola gelebt und gearbeitet hat, beschreibt ihn: den ganz normalen Alltag in Chimoio/Mosambik.

Um sieben muss ich am großen Mudhowe-Baum sein, sonst komme ich zu spät. Also stelle ich um zwanzig nach sechs meinen Rucksack ins Auto und gehe aus dem Haus in der Rua de Sussundenga in Chimoio. Der Wächter öffnet das Tor und ich grüße mit einem freundlichen „Manguanane!“ – Guten Morgen! Eines der wenigen Wörter, die ich in Schimanica, der hiesigen Regionalsprache spreche. Ich wollte sie lernen, aber in Mosambik spricht man fast dreißig Regionalsprachen. Wenn man hundert Kilome-



Hans Schröder

ter weiterfährt, muss man schon wieder eine andere Sprache sprechen können. Also bin ich bei Portugiesisch geblieben und habe in Schimanica nur die Höflichkeitsfloskeln und ein paar Sätze zur Belustigung der Kinder in den Bairros gelernt.

Ich mache mich auf den Weg zu unserem Berufsbildungszentrum, der *Escola de Artes e Ofícios*. Es sind fünf Kilometer von meiner Wohnung bis zur Schule. Mein mosambikanischer Kollege David und ich, wir teilen uns den Weg. Er wohnt im Stadtteil „Bairro 5“ und hat etwa zehn Kilometer bis zur Arbeit. Meine Wohnung liegt auf halbem Wege. Also kommt er bis zu mir und nimmt das Auto, währenddessen ich schon mal zu Fuß losgehe.

Ich habe es so gewollt. Er tut mir gut, der Fußweg. Ich habe ein paar Kilos zuviel. Aber ich bin auch gern jeden Morgen näher am wirklichen Leben. Die Autos benutzen eine breite staubige Piste bis zum Bildungszentrum. Ich gehe eine Abkürzung durch einen der Stadtteile, die hier Bairros heißen. „Bairro 25 de Junho“, ohne Zementhäuser und ohne richtige Straßen. Aber schon teilweise mit Elektrifizierung und drei Brunnen und zwei Schulen an meinem Weg. Es ist August, Winterzeit. Chimoio liegt im Bergland, circa 800 m hoch. Da wird es hier nachts oft kühl bis 12, 13 Grad. Und so kommen morgens die Kinder in ihren Kittelchen bibbernd aus ihren Hütten und sie suchen sich ein Plätzchen in der Morgensonne. Sie sind schüch-

tern, freundlich, frech, wie wohl überall auf der Welt. Und wenn ich an ihnen vorüber bin, necken mich die Mutigsten oft mit „Mzungu Mzungu!“ Weißer, Weißer. Da hilft mir dann mein bisschen Schimanic, um sie zu verblüffen. Es löst immer amüsierendes Gelächter aus. Aber ich muss weiter. Die Frauen sind schon an den Brunnen, die Händler bereiten ihre Stände vor. Die Höfe werden gefegt und der Dreck wird über die Hecke auf den Weg geworfen. Es ist noch lange nicht alles perfekt, aber Anfänge sind gemacht. Die Bilder und Erlebnissen aus Kriegstagen in Angola im Kopf, bin ich glücklich, dass Frieden ist. Dass das Geschaffene bleibt. Dass es eine echte Chance auf Besserung gibt. Deshalb bin ich hier. Als Kooperant des Weltfriedensdienstes.

Ich bin Ingenieur und Ökonom und habe mich um diese Stelle als betriebswirtschaftlicher Berater beworben. Unser Ausbildungszentrum hat drei Produktionsbetriebe. Sie sollen zur Finanzierung des Zentrums beitragen. Eine Schlosserei, eine Tischlerei und ein Baubetrieb, mit beachtlicher Maschinenausstattung. Die Gebäude, Maschinen und Werkzeuge wurden mit Spenden aus Deutschland finanziert. Meine Hauptaufgaben sind die Unterstützung unserer Absolventen bei der Beschäftigungsfindung oder Betriebsgründung und die Unterstützung der Geschäftsleitung der Produktionsbetriebe bei der Organisation der betrieblichen Abläufe. Wie sich herausstellte, geht beides weit über die Betriebswirtschaft hinaus, auch Auftragsgewinnung, Arbeitsorganisation und Technologie sind ständige Themen. Alles in Allem ist das hundertprozentig mein Ding! Alles, was ich in meinem Leben gelernt habe, kann ich hier nur so sprudeln lassen. O.K., aber um mich geht's ja nicht.

Da vorn, wo die urigen riesigen Baobab-Bäume stehen, da ist das Bildungszentrum. In ihrem Schatten bieten Frauen den Passanten Früchte an. Ich kaufe ein paar Bananen und gehe durchs Tor. Sieben Uhr zwanzig, gute Zeit, Wasser trinken, umziehen, gleich kommt David. Pünktlichkeit ist keine afrikanische Stärke, aber mit David geht's, er bemüht sich Vorbild zu sein.

Für mich ist er einer der besten Mitarbeiter, die diese Schule hat. Er ist ein Ingenieurtyp, interessiert, innovativ, vielseitig und ist sich auch nicht zu fein selbst anzupacken. Er ist 33 Jahre alt, verheiratet, drei Kinder. Seit 1995 ist er hier an der Schule, hat schon viel bewirkt, kommt aber beruflich nicht weiter, weil er keine anerkannte höhere Ausbildung hat. Er ist sehr befähigt, hatte aber keine Chance. Auch nach dem Krieg ging es erstmal nur ums Überleben. Das Wissen solcher Menschen wie David beruht auf Erfahrungen. Es ist erstaunlich wie viel sie wissen, obwohl sie keine Fachbücher haben, kein Technikum absolviert haben und auch nicht in einer technisierten Kinderstube aufgewachsen sind. Doch in all diesem Wissen fallen immer wieder die Lücken in den theoretischen Grundlagen auf, dadurch wird es unvollkommen und dadurch werden natürlich auch oft Entwürfe und Produkte unvollkommen. Ich empfinde es als jammerschade, dass sie keine Möglichkeit für eine gute Ausbildung hatten. Auch deshalb stehe ich voll und ganz hinter der Arbeit hier im Ausbildungszentrum.

Arbeitsbeginn also um etwa 7.30 Uhr. Erste Handlung: zusammensetzen, Terminkalender raus, Planungsabgleich – Tagesplan, Wochenplan. David, Mussa und ich. Mussa ist Assistent der Produktionsleitung. Er ist für Kundenempfang, Auftragsfassung, Kasse und Einkäufe zuständig. Er kommt jeden Tag zehn Kilometer zu Fuß zur Arbeit und geht dann abends noch auf die Abendschule, um den Abschluss der zwölften Klasse zu machen. Wir ermitteln, welche Aufgaben vom Vortag nicht erledigt werden konnten und welche hinzugekommen sind. Analyse des Bearbeitungsstandes der Aufträge. Dann werden die Festlegungen für den laufenden Tag getroffen und der Wochenplan korrigiert. Man muss flexibel sein, denn ständig ändert sich was und vieles klappt nicht wie geplant. Und dann verzögert sich alles und dann kommt noch mal was dazwischen und so weiter. Manche sagen „Ja, Afrika ist so, da kann man nichts machen!“ Ich denke, es liegt selten an Afrika, meistens ist es Desorganisation. Vor einem Jahr gab es hier in der Produktion noch



keine Terminkalender. Wir sind Teil einer staatlichen Schule, das hat seine Besonderheiten. Da waren wir schon manchmal dem Amtsschimmel ganz schön ausgeliefert. Vieles hat sich gebessert in den vergangenen Monaten, besonders seit wir einen neuen Direktor haben, der nicht mehr nur auf Weisungen von oben wartet.

Also machen wir unseren Plan. Werkstätten organisieren, Kasse kontrollieren, Materialbeschaffungsliste, Zweitunterschriften für einen Scheck einholen, Geld abheben, Preise ermitteln, Angebote machen, Material einkaufen, eine Baustelle in der Stadt mit Material versorgen – und wir wollen heute mit den Meistern der Tischlerei eine neue Technologie zu Fertigung von montierbaren Schulmöbeln diskutieren. Wir haben regulär siebeneinhalb Stunden Zeit. Die werden auch heute wieder nicht reichen. Wenn man was voranbringen will, dann ist Afrika gar nicht gemütlich. Im Gegenteil, durch das geringe Organisationsniveau entsteht enorm viel Aufwand. Man ist ständig am rotieren und mit so manchem Tag unzufrieden, weil doch nichts gewachsen ist. Ein Spiegelbild der geringen Produktivität der nationalen Wirtschaft. Die Ursachen sind bekannt und die Folgen sind logisch. Deshalb arbeiten wir daran.

David organisiert die Werkstätten, Mussa kümmert sich um den Scheck und ich sehe noch mal die Unterlagen für die Diskussion über die montierbaren Schulmöbel durch.



Wenn wir mit den Werkstätten Geld für die Refinanzierung des Bildungszentrums verdienen wollen, dann brauchen wir ein anderes Produktionskonzept. Es genügt nicht, ab und an mal einen Stuhl zu bauen. Unsere Überlegungen gingen in Richtung Schulmöbel. Der Bedarf ist riesig. Die Verteilung erfolgt landesweit. Da entstehen Transportprobleme. Deshalb wollen wir vielleicht eine montierbare Schulmöbellinie entwickeln, oder zumindest wenigstens mal in die Diskussion bringen. Um so eine Sache rundum durchzuziehen, müssen noch einige andere Faktoren geklärt werden. Aber es könnte was Gutes werden.

Schon wieder zehn Uhr. Immer dieses unendliche Gerede an allen Stellen! Manchmal nervt es. Aber es hat seinen Grund. Die Möglichkeiten traditioneller Informationsübermittlung und die Anforderungen präziser Techno-Kommunikation klaffen weit auseinander, deshalb ist es notwendig, Sachverhalte ausführlich und möglichst bilderreich darzustellen. (Jetzt könnte ich eine Betrachtung über Kommunikationsbeobachtungen einfügen, doch dann würde dieser Artikel vielleicht auch unendlich.) Wir wollen vom Hof. Den unterschriebenen Scheck haben wir nicht. Der Verwaltungsdirektor, der ihn unterschreiben muss, ist noch nicht da. Wir haben nur das Geld aus der

Kasse. „Wir sollten sehen, dass wir das Holz für die Baustelle dafür bekommen. Dann können die Leute da weitermachen“ meint David. „Vielleicht kommt der Verwaltungsdirektor ja bis Mittag und dann könntest du Mussa in die Stadt bringen, er kann Geld holen und Material kaufen und wenn wir die Diskussion mit den Meistern beendet haben, holen wir ihn mit dem Material ab.“ Er könnte auch einfach sagen: „Geht heut’ nicht ... Afrika!“, aber David sucht Lösungen. Deshalb macht die Zusammenarbeit mit ihm Freude. Ich versuche, soviel *know-how* wie möglich zu transferieren. Und ich hoffe, man sieht schon, dass es Früchte trägt.

Also los, die staubige Piste entlang zur Stadt. Unser gebrauchter gekaufter Toyota Hilux leistet treue Dienste. Wir fahren zu dem einzigen Holzhändler, der Pinienholz zu einem angemessenen Preis verkauft. Die Unordnung hat den Hof voll im Griff. Man gibt sich nicht die Mühe, das Holz ordnungsgemäß zu lagern. Es sieht aus, als wäre alles einfach abgekippt. Wahrscheinlich wird es sowieso immer schnell verkauft. Wir brauchen Bauholz, können also bezüglich der Qualität Kompromisse machen und müssen auf den Preis achten. In einer Holzhütte drei Verkäufer. Sie sprechen schlecht Portugiesisch, denn sie sind aus Sim-

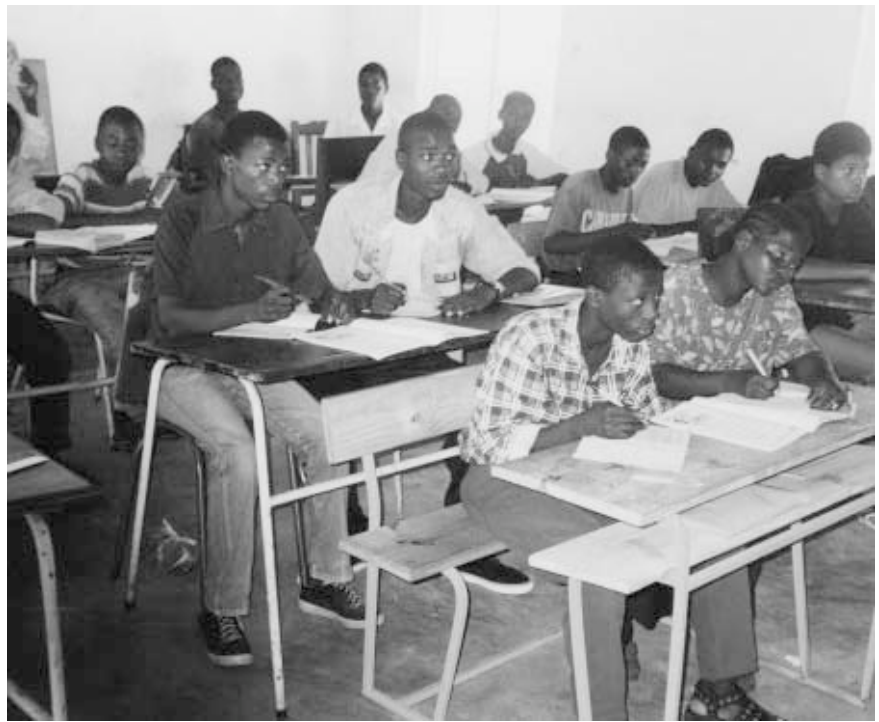
babwe. David spricht mit ihnen. Schona. Wie immer sind alle begeistert. Da kann der dicke Weiße nicht mitmachen. Es macht mir nichts aus, es ist nicht böse gemeint. Ich glaube, es ist so was wie afrikanisches Gemeinschaftsgefühl, find ich eigentlich richtig gut.

Das Holz ist rausgesucht, die Rechnung bezahlt. Der Toyota ächzt unter der Last. Vorsichtig die Piste entlang bis zur Asphaltstraße, dann in Richtung Stadt. Die Männer von der Bauabteilung bauen dort ein Haus um. Es geht voran. Während die Männer das Holz entladen, sehen wir die Baustelle an und besprechen uns mit dem Meister. Er hat seine Materialbestellung schon fertig. Ein Ergebnis des *know-how*-Transfers. Es war nicht immer so. David hat diese Arbeitsweise durchgesetzt, um effizienter zu werden. Früher hat man gearbeitet, bis das Material alle war und dann hat man aufgehört und gewartet. Zeit spielte keine Rolle, Lohn gab’s sowieso oder auch monatlang nicht. Abgesehen von Ungleichgültigkeit und Desinteresse, glaube ich, dass viele Mitarbeiter auch nicht genau wussten, ob sie selbstständig denken durften. Wir haben viel an der Motivation gearbeitet. Regelmäßige Arbeitsbesprechungen eingeführt, die Hinweise der Leute ernst genommen und Lösungen gesucht. David hat bewiesen, dass er kein Schwätzer ist. Wir haben ständig mehr lohnende Arbeit organisiert und es gab regelmäßig pünktlich Lohn. Die Männer arbeiten jetzt mehr als früher und wir hoffen, dass wir dafür auch bald mehr Lohn zahlen können. Nur müssen wir vorher noch die Schulden der Vorjahre begleichen.

Es ist schon wieder Mittag. Zurück zum Bildungszentrum. Mussa steht glücklicherweise schon weit vorn in der Schlange an der Essenausgabe. Der Andrang ist groß. Wie immer gibt es Reis mit Erbsensoße. Das Essen kommt vom World Food Programm. Für viele Schüler ist es die einzige Mahlzeit am Tag. Mussa bringt unser Essen gleich mit. Wir setzen uns ins Büro. „Ich hab die Unterschrift“, sagt er mit vollem Mund. Also essen wir. David ergänzt noch die Materialeinkaufsliste. Und

dann fahre ich mit Mussa wieder in Stadt zur Bank. Die Bank hat auch über Mittag geöffnet, dafür nur bis fünfzehn Uhr. Wir werden also alles noch auf die Reihe kriegen. Ich setze Mussa ab und mache mich wieder auf den Rückweg. David macht inzwischen eine Werkstattrunde und sammelt die Tischlermeister gleich ein.

Unser kleines Büro ist voll, als ich komme. Wir hatten für jeden eine Skizze von einem montierbaren Schreibtisch vorbereitet. David beginnt mit einer bilderreichen Einführung die Diskussion. Dass wir was Neues machen wollen und dass es immer Dinge gibt, die man besser machen kann und dass, wenn unsere Vorfahren es nicht getan hätten, dann heute dies und das.... Er kann nicht einfach von Innovationsnotwendigkeit und Produktentwicklung sprechen, man würde ihn nicht verstehen. Wir wollen die Meister für eine neue Fertigungstechnologie gewinnen. Sie sind gewöhnt, dass jeder einen Tisch komplett baut. Und meistens jeder sein Unikat. Es gab keine Zeichnungen und keine Schablonen. Auch damit haben wir erst in den vergangenen Monaten begonnen. In der Diskussion werden die entsprechenden Argumente vorgetragen. „Wenn jeder nur ein Teil fertigt, wer ist dann verantwortlich, wenn das Ganze nicht passt?“ „Wenn wir den Schubkasten nicht als Einzelteil fertigen würden, dann würden wir das Holz für eine Seitenverkleidung sparen.“ „Und warum schrauben? Schrauben sind viel teurer als Nägel.“ Bisher werden Nägel in die Sichtflächen geschlagen und dann mit Kitt abgedeckt. Das sieht so schlimm aus, dass man in Deutschland keine Kunden dafür fände. Ich halte mich zurück. Ich hatte den Sachverhalt mit David ausführlich vorbereitet. Er weiß, dass es notwendig ist, etwas zu verbessern. Und auch die Meister sind im Grunde konstruktiv. Sie werden mitmachen. Sie wollen nur klarstellen, dass sie wichtig sind. Daran lassen wir keinen Zweifel, sie sind wirklich wichtig. So wird das arbeitsteilige Konzept immer weiter diskutiert und man liebäugelt schon mit den vorteilhaftesten Arbeitsschritten. Baue ich lieber die Seitenteile oder den Schubkasten oder das Gestell? Es ist fast sechzehn Uhr,



als David die Runde schließt. „Gut, dann machen wir in den nächsten Tagen die Einzelteilzeichnungen und besprechen es am Mittwoch mit allen. Der Auftrag mit den achtundzwanzig Schreibtischen wird der erste sein, den wir so abarbeiten werden.“

Die Ladefläche von unserem Auto ist schon voll besetzt. Mitarbeiter und Schüler nutzen gern diese Mitfahrgelegenheit, um schnell in die Stadt zu kommen. Für die meisten ist hier um 15.30 Uhr Feierabend. David bleibt noch im Büro, um die Buchhaltung zu aktualisieren. „Bis ihr mit dem Material kommt, hab ich das erledigt. Dann brauchen wir uns morgen nicht damit zu beschäftigen“ meint er. Ich fahre also wieder in Richtung Stadt. Ich habe mich mit Mussa beim Baustoffhändler verabredet. Dort müssen wir sperriges Material für die Schlosserei laden. Die kleineren Einkäufe trägt Mussa in Plastiktüten bei sich. „Es gab keine Trennscheiben in der Stadt, wir müssten vielleicht noch mal schnell zu PRO-SOL rausfahren, die haben welche.“ Ich sehe ihn skeptisch an und frage nur „Emma?“ „Ja, ich hab mit ihr gesprochen, sie sagt, sie haben welche“, sagt er rasch. Emma ist seine Freundin und er hat meine Frage genau verstanden, die meinte „Gib's hier wirklich keine Trennscheiben oder willst du nur mal wieder mit Emma schäkern?“

Also machen wir uns noch schnell auf den Weg zu den Trennscheiben. Ich kaufe sie, Mussa hat Wichtigeres zu tun. Mir fällt was Charmantes ein, um den kurzen Flirt zu unterbrechen. Wir müssen noch zurück, entladen und die Kasse machen. Und dann erst war's das für heute. Für Mussa beginnt um achtzehn Uhr die Abendsschule und ich werde morgen früh um sieben wieder pünktlich am großen Mudhowe-Baum sein.

HANS SCHRÖDER ist seit April 2005 Kooperant beim Weltfriedensdienst.

Ein vom WFD unterstütztes Projekt

Berufsbildung in Mosambik

In der Berufsschule erhalten die SchülerInnen nicht nur eine Ausbildung, sondern werden in kaufmännischen Kursen auch auf ihre spätere Selbständigkeit vorbereitet.

Um diese Arbeit weiter unterstützen zu können, benötigen wir Ihre Spende! Mit 50 Euro finanzieren Sie einen Ausbildungsmonat an der EAOC in Chimoio.

Stichwort: **Bildungsfonds**

Als „Entdeckerin“ in Tansania

Junior-Beraterin im Auftrag des Weltfriedensdienstes

Elena Mancebo Masa

„Ich habe mich seit langer Zeit für das **Unbekannte, Ungewöhnliche und Vielfältige begeistert**“, schreibt Elena Mancebo Masa. „Ich wollte unbedingt **andere Lebens- und Sichtweisen kennen lernen. Und Afrika war ein Traumziel.**“ Ein Jahr lang arbeitete die Politologin als Junior-Beraterin in einem vom Weltfriedensdienst unterstützten Projekt in **Tansania.**



Gruppenbild mit weißer Junior-Beraterin

Als Politologin habe ich mich schon während des Studiums für Entwicklungszusammenarbeit interessiert. Auf welche Weise findet aber die Zusammenarbeit eigentlich statt? Wie gestaltet sich die Beziehung zum Partner, wenn so tiefe Unterschiede hinsichtlich Lebensweise und Ressourcen bestehen? Wie werden Europäer/Weiße („Mzungu“ auf Kisuaheli) von den Tansaniern wahrgenommen? Diese Fragen beantworten zu können, war einer der Gründe, in Tansania zu arbeiten.

Unter Leitung der Meru-Diözese der evangelisch-lutherischen Kirche werden in der Handwerkerschule Leguruki im Norden Tansanias Jungen und Mädchen ausgebildet. Zwei Kooperationspartner haben bei meiner Ankunft das Center bereits beraten. Ich sollte zur Verbesserung der Ausbildungssituation von Mädchen und zur Sensibilisierung der Schulgemeinde im Bereich HIV/AIDS beitragen.

Vor meiner Anreise hatte ich zahlreiche Informationen zu diesen Themen gesammelt: Forschungsberichte, Pilotprojekte, Daten, Interviews, Richtlinien, Best Practices. Das alles sollte mir bei der Erfüllung meiner Aufgaben vor Ort helfen. Kurz nach meiner Ankunft musste ich aber feststellen, dass ich zunächst viel beobachten, zuhören und von den Menschen und ihrer Kul-

tur lernen musste, bevor ich irgendwelche Vorschläge anbringen konnte. Ich musste das Vertrauen meiner tansanischen KollegInnen gewinnen und versuchen, eine gleichberechtigte Beziehung zwischen uns zu etablieren. Die TansanierInnen tendieren dazu, unter anderem wahrscheinlich als Folge des Kolonialismus, sich dem „Mzungu“ unterzuordnen. Ich war jung und weiblich (Eigenschaften, die in Tansania zu einer untergeordneten Position gehören), gleichzeitig aber weiß. Allein aus diesem Grund begegnete man mir sofort mit großer Achtung – etwas, was man in Europa höchstens nach vollbrachter Leistung erfährt. Mit Hilfe kleiner Diskussionsrunden, informeller Gespräche und Erfahrungsaustausch versuchte ich diese Barriere zu überwinden.

Als junge europäische (also reiche) Frau hatte ich zudem die Befürchtung, von den Frauen (Lehrerinnen, Sekretärinnen und anderen Angestellten) im Ausbildungszentrum als Konkurrenz und/oder Bedrohung wahrgenommen zu werden. Ganz im Gegenteil jedoch waren die Frauen im Center meine Alliierten und Freunde. Während der Diskussionen innerhalb unserer HIV/AIDS- und Gender-Arbeitsgruppe haben sie Interesse gezeigt und sich ge-

genüber den männlichen Gruppenmitgliedern zunehmend mutiger geäußert. Diesen Frauen ist es bewusst, dass bestimmte soziale Einstellungen und Verhältnisse die Frau in Tansania benachteiligen, z. B. innerhalb des Arbeitsmarkts. Sie haben sich offener und entschlossener als ihre Kollegen gezeigt, um Maßnahmen zur Vorbeugung von HIV/AIDS und ungewünschten Schwangerschaften zu ergreifen und durchzusetzen. Es gab natürlich auch Stimmen, die eine deutliche Trennungslinie zwischen den sozialen Regeln in den afrikanischen und europäischen Gesellschaften zeichneten. In solchen Situationen hat meine europäische Herkunft meine Argumente offensichtlich weniger wert erscheinen lassen. Oft habe ich mich dann gefragt, ob die Sensibilisierungsarbeit auf dem Grassroot-Level nicht besser von Einheimischen durchgeführt werden sollte. Europäische Beratung könnte sich auf eine höhere Einflussebene konzentrieren, z. B. auf die Zusammenarbeit mit lokalen NROs oder staatlichen Einrichtungen, die dann als Multiplikatoren agieren würden.

Die größte Gefahr für eine engagierte, aber zugleich unerfahrene Kooperationspartnerin liegt wahrscheinlich darin, „die Welt auf einmal ändern zu wollen“.

Diese Einstellung wird von der volkstümlichen Vorstellung verstärkt, die die MitarbeiterInnen in der Entwicklungszusammenarbeit gerne als Helden definiert. Natürlich war auch meine Motivation, im WFD Projekt zu arbeiten, zur allgemeinen Verbesserung der Situation der Schulen beizutragen. Aber was heißt das eigentlich? Was erwartet der Partner dabei von mir?

Erst nach einigen Monaten im Center habe ich meine Beziehung zum Counterpart und somit meine Rolle als Beraterin wirklich verstanden: Er sollte Richtung und Rhythmus der Veränderung bestimmen und ich sollte ihn dabei unterstützen. In meinem Fall hatte die Sensibilisierung im Bereich HIV/AIDS und Gender für den Partner im Ausbildungszentrum noch keine große Priorität. Ich musste also verstehen und respektieren, dass dieser Prozess, genau wie jede soziale Veränderung, lang und mühsam ist. Ich sollte nicht die Hauptdarstellerin der Veränderung im Bereich Gender und

Erwartungen (zu) hoch gesetzt werden. Weiterhin fällt es nicht immer leicht, sich an ein anderes Arbeitstempo zu gewöhnen, bzw. es zu übernehmen. Kleine tägliche Schritte sind in dieser Situation von großer Bedeutung. Eine zu dominante oder energische Haltung hätte zudem negative Auswirkungen für beide Kooperationspartner haben können. Auf der einen Seite wird die Kooperantin frustriert, wenn die Entwicklung des Projektes nicht ihren Vorstellungen entspricht. Auf der anderen Seite wird der Partner "entmachtet", weil er nicht über seine eigene Entwicklung entscheiden kann.

Vor der Anreise habe ich schwierige Lebensbedingungen erwartet und mich gefragt, ob ich sie aushalten könnte: Wassermangel, Stromausfälle, Transporteinschränkungen, das Leben auf dem Land, Verzicht auf meine Lieblingskäsesorte. Zwei Dinge habe ich diesbezüglich festgestellt: Ein wöchentlicher Ausflug in die Stadt kann zum Fest werden, wenn man auf

auf dem Land wenig spürbar. Dort wird man von derselben Kuhmilch beliefert, die Folgen der Wasserknappheit werden geteilt, man trifft sich in der einzigen Kneipe des Dorfes. Auf dem Land zu leben hat mir es ermöglicht, den täglichen Kontakt mit den Tansaniern aufzubauen, die Barrieren zwischen uns etwas verblässen zu lassen und dadurch die Menschen ein Stück besser zu verstehen.

Insgesamt habe ich mich als bescheidene Entdeckerin in Tansania wahrgenommen. Die Mehrheit der Meldungen, die wir in Europa über Afrika erhalten, berichten für gewöhnlich über Hunger, Armut, Krieg, Umweltkatastrophen und Krankheiten. Sie tragen nicht dazu bei, uns in Afrika und die Afrikaner einzufühlen. Ich aber wollte den Alltag der Menschen vor Ort, der auch durch andere Faktoren geprägt ist, kennen lernen. Ich habe tatsächlich gelernt, dass auch in einem der ärmsten Länder der Welt die Menschen Ambitionen haben, sich Tradi-

Das Kollegium der Berufsschule in Leguruki/Tansania



HIV/AIDS im Centre werden. Die betroffenen Menschen müssen verantwortlich für ihre eigene Entwicklung sein und in ihrem sozialen Umfeld ihren eigenen Weg zur Veränderung finden.

Das Frustrationsrisiko ist für die Kooperantin besonders hoch, wenn die

dem Land wohnt! Praktisch alles ist in den großen Städten in Tansania erhältlich – sofern man das Geld dafür hat. Die Ausgaben eines üblichen wöchentlichen Lebensmitteleinkaufs eines Europäers in Tansania übersteigt oft das monatliche Gehalt eines tansanischen Lehrers. Solche enormen Unterschiede sind

tionen wandeln und soziale Werte ein großes Gewicht haben.

ELENA MANCEBO MASA ist Politologin und war zunächst Praktikantin beim Weltfriedensdienst, bevor sie im Rahmen des DED-Nachwuchsförderprogramms als Junior-Beraterin des WFD nach Tansania ging. Heute lebt sie in Madrid und arbeitet in der Entwicklungszusammenarbeit.

Flüchten oder Standhalten?

Versuch einer Antwort

Ulli Westermann

„Flüchten oder Standhalten“ – dieser Titel eines Buches des Psychoanalytikers Horst Eberhard Richter aus den 70er Jahren ist mittlerweile zu einer gängigen Redewendung geworden; zu einer Frage, die immer dann auftaucht, wenn Flucht der scheinbar leichtere Weg zu sein scheint. Eine Frage, die Ulli Westermann oft gestellt wird. Er lebt in Zimbabwe, einem Land, in dem das Leben immer schwieriger, die politischen Repressionen immer massiver werden. Seine Antwort ist eindeutig.



Ich muss zugeben, dass ich das gleichnamige Werk von H. E. Richter damals übersprungen hatte, dennoch will ich mich der Titelwahl nicht verweigern und mich zu der Frage äußern: „Warum lebst du da, wo du lebst, wo die Verhältnisse so sind, wie sie sind?“

In diesem Fall ist es Zimbabwe, wo ich seit August 2006 als Kooperant für den Weltfriedensdienst eingesetzt bin, aber schon seit 1982 lebe. War ich damals aus Deutschland geflüchtet? Das vielleicht nicht, aber es war sicher ein Drang zur Freiheit, der mich motiviert hatte, aus einer Bundesrepublik Deutschland auszureisen, in der mir meine inneren Grenzen zu eng wurden. Es war ein Gefühl gewesen, dass da noch etwas mehr geschehen müsste, jenseits von unpersönlichen Beziehungen, öffentlich verregelter Arbeit mit begrenzter Sinngebung. Warum habe ich damals nicht standgehalten und mein Leben z. B. als tapferer Stadtneurotiker oder engagierter Ökofundi in Deutschland weitergelebt?

Zimbabwe war kurz nach der Unabhängigkeit ein Symbol der Befreiung von Apartheid und Kolonialismus und der Versöhnung zwischen schwarz und weiß. Als mich 1982 ein Junge

hinten auf seinem Fahrrad etwa 8 km mitgenommen hatte, und ich ihm dafür einen Dollar geben wollte, lehnte er entrüstet ab: „No, thank you, but you are in Zimbabwe!“ Die Zimbabweer hatten sich ihre Menschenwürde erkämpft und erwarteten, dafür respektiert zu werden. Respekt, ein Wert, der in Deutschland verschüttet und durch autoritäre Auslegung in Verruf geraten war, wurde hier in Zimbabwe mit neuem, befreiendem Inhalt gefüllt. „Tese tiri vanhu!“ (Wir sind alle Menschen!) war in den achtziger Jahren eine gebräuchliche Feststellung. Die ersten Jahre der Republik Zimbabwe waren eine Phase des Aufbruchs, der Experimente, der Hoffnung.

Dann kam die Ernüchterung: Machtpolitik in Richtung Einparteiensstaat, Unterdrückung und Massaker in Matabeleland, sozialer Niedergang im Zuge des strukturellen Anpassungsprogramms, anhaltende Ungleichheit, zunehmender Einfluss des Militärs. Im Osten Zimbabwes herrschte ein Grenzkrieg mit der aus Mozambique operierenden Renamo. Diese von dem südafrikanischen Apartheid-Regime unterstützte Rebellenarmee führte auch diverse Angriffe in unmittelbarer Nähe unserer Wohnorte in Rusitu und Chikukwa durch. Flüchten? Nach ei-

nem Angriff auf unser Dorf sagte mir der alte Sibanda: „Es ist gut, dass ihr bleibt. Wir bleiben auch. Wo sollen wir denn auch sonst hin?“

Wo hätten wir hin sollen? Wir hatten ein neues Zuhause gefunden, in einer Gemeinde, die uns bei all unserer Andersartigkeit mit offenen Armen aufgenommen hatte. Dieses kleine afrikanische Dorf war so viel enger als die meisten Lebenssituationen in Deutschland je gewesen waren, aber es bot uns dennoch viel mehr persönliche Freiheit. Also hieß es im Jahre 1989 standhalten.

Und heute? Wie steht es mit der Freiheit, in einem Land, wo die Verhältnisse so sind wie sie sind? Wo die über tausendprozentige Inflation die Realinkommen drastisch beschneidet, wo sich das Leiden auf dem Lande rapide ausbreitet und viele Menschen nicht genügend Nahrung haben, wo Treibstoffmangel und Armut es der Mehrheit fast unmöglich machen, Fahrten für Krankheitsfälle oder Beerdigungen zu organisieren, wo die politische Polarisierung vielen den Mund verschließt, wo staatliche Repression gegen politische Opponenten ein Klima der Angst erzeugt; wo es immer wieder Phasen politisch motivierter

Gewalt zwischen Parteien oder Fraktionen gibt, wo sich besonders in den Städten eine Atmosphäre der Hoffnungslosigkeit ausgebreitet hat. Gründe genug zum Flüchten? Millionen Zimbabwer haben diese Frage mit ‚Ja‘ beantwortet und leben jetzt legal oder illegal im Ausland, vornehmlich in Südafrika und Großbritannien.

Ich aber möchte gerne weiter in Zimbabwe leben. Die Arbeit in der Gemeindeorganisation TSURO macht mir Spaß und gibt mir das Gefühl, etwas mitbewegen zu können gegen ländliche Armut und Machtlosigkeit. Andererseits erfordert die Organisation des täglichen Lebens viel Energie und Flexibilität. Es ist nicht leicht, bei Treibstoffmangel, Stromausfällen, schlechten Telefonverbindungen und allgemeiner Finanzkrise allen Anforderungen des Berufs- und Privatlebens nachzukommen.

Das Land ist momentan – entgegen mancher Darstellungen in den internationalen Medien – überwiegend friedlich und unsere Familie ist in keiner Weise bedroht. Auf jeden Fall leben wir wohl sicherer als viele andere Zimbabwer, die im letzten Jahr Opfer staatlicher Säuberungsaktionen, besonders in den Armutsvierteln, wurden. Trotz repressiver Tendenzen im Pressebereich gibt es nach wie vor eine Pressevielfalt, wie es sie in manchen afrikanischen Ländern nicht gegeben ist. Dennoch muss um das Recht auf freie Meinungsäußerung ständig gerungen werden.

Wie viele andere ‚Entwicklungsarbeiter‘ werde ich in einer Gegend und in einem Land am wirtschaftlichen und sozialen Rand der Weltgesellschaft eingesetzt. Nicht nur in Zimbabwe ist dieser Rand durch Armut, Ungleichheit und generell instabile Systeme gekennzeichnet. Wer hier standhalten will, muss mit vielen gesellschaftlichen und persönlichen Widersprüchen leben können. Die Widersprüche werden durchs Flüchten nicht gelöst, sie rücken nur in den Hintergrund. Ich möchte mir lieber regelmäßig solcher Aspekte neu bewusst werden. Auch das macht die Freiheit aus, die ich immer noch in Afrika suche.

ULLI WESTERMANN lebt mit seiner Familie seit über zwei Jahrzehnten in Zimbabwe. Seit 2006 ist er Kooperant des Weltfriedensdienstes.

Chronologie

1980 Nach Jahrzehnte langen Kämpfen, bei denen etwa 30.000 Menschen starben, erlangt Zimbabwe seine Unabhängigkeit. Robert Mugabe wird Ministerpräsident. In den folgenden Jahren feiert er große Erfolge in der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes. Viele Jahre lang hat Zimbabwe die höchste Einschulungsquote in Afrika südlich der Sahara.

1983 Waffenfunde in Matabeleland führen zu Übergriffen auf die ethnische Minderheit der Ndebele. In den Jahren 1983–1985 werden fast 20.000 Menschen ermordet.

1985 Bei den Wahlen gewinnt Robert Mugabe wieder die absolute Mehrheit.

1987 Die Verfassung wird geändert. Die im Lancaster-House-Abkommen vereinbarte Reservierung von 20 Parlamentssitzen für Weiße läuft aus. Ein, von der Regierungspartei ZANU befürworteter, Einparteiensaat lässt sich bei den Mehrheitsverhältnissen nicht durchsetzen.

1989 Zusammenschluss von ZAPU und ZANU zu ZANU/PF (Patriotische Front). Das repräsentative Präsidentenamt wird zugunsten eines Exekutivpräsidenten abgeschafft.

1992 Mugabe kündigt eine groß angelegte Landreform an. Fünf Millionen Hektar Land von Weißen sollen ohne Kompensation enteignet werden.

1996 Überwältigende Mehrheit für die ZANU/PF bei den vierten Parlamentswahlen (118 von 120 Sitzen)

1998 Nach einer Welle von Preiserhöhungen kommt es zu gewaltsamen Protestkundgebungen. Sie werden militärisch niedergeschlagen.

1999 Gründung der Oppositionspartei MDC – *Movement for Democratic Change*. Vorsitzender ist der ehemalige Gewerkschaftsführer Morgan Tsvangirai.

2000 In einer Volksabstimmung entscheidet sich die Mehrheit der Bevölkerung gegen eine neue Verfassung, mit der die Regierung weitergehenden Forderungen von Opposition und Zivilgesellschaft zuvorkommen wollte. Weiße Großgrundbesitzer werden enteignet; ihr Land wird besetzt (*fast track*). Bei den Parlamentswahlen verliert die MDC nur knapp gegen die ZANU/PF.

2001 Zimbabwes Auslandsschulden belaufen sich mittlerweile auf 4,5 Mrd. US-Dollar. Mugabe verbietet den Hilfsorganisationen, Nahrungsmittelhilfe zu verteilen.

2002 Bei den Präsidentschaftswahlen setzt sich Robert Mugabe gegen seinen Herausforderer durch. Internationale Beobachter erklären die Wahlen für inkorrekt. Die Opposition erkennt das offizielle Ergebnis nicht an. Morgan Tsvangirai wird wegen Hochverrats angeklagt. Ein neues Pressegesetz kontrolliert die Medien. Die Europäische Union verhängt Sanktionen.

2003 Zu Jahresbeginn erlebt Zimbabwe Hungerrevolten. Es kommt zu Zusammenstößen mit der Polizei. Der Prozess gegen Tsvangirai beginnt. Auf einen erfolgreichen Generalstreik folgt eine Welle von Verhaftungen.

2005 Die Regierung startet die Operation *Murambatsvina* – Weg mit dem Müll. In den Townships werden Hütten und kleine Läden niedergewalzt. Hunderttausende Menschen werden obdachlos.



Ulli Westermann

Ernährung sichern – Armut bekämpfen

Bei dem Projekt, das von der Partnerorganisation TSURO durchgeführt wird, werden die Bewohner des Chimanimani-Distrikts unter anderem dabei unterstützt, kleine Gärten und Felder Ressourcen schonend zu bewirtschaften.

Gerade in Zeiten der politischen und wirtschaftlichen Krise ist die Bevölkerung Zimbabwes auf Solidarität und Hilfe von außen angewiesen.

Stichwort: **Ökofonds**

Ein vom WFD unterstütztes Projekt

„Ich bin jetzt deutlich toleranter“

Rückkehr – Erfahrungen

Nach einer Tätigkeit im Ausland im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit stellt die Rückkehr in das Herkunftsland oft eine große Umstellung, nicht selten auch eine einschneidende Veränderung dar. Dietmar Fandrich hat diesen Moment gleich zweimal erlebt: Von 1994–2000 war er als DED-Entwicklungshelfer in Uganda; vier Jahr später dann als WFD-Kooperant in Tansania.

☐ Welche Erwartungen hatten Sie bei der Rückkehr?

Nach meiner ersten Tätigkeit im Ausland in der Entwicklungszusammenarbeit hatte ich bei meiner Rückkehr keine richtige Vorstellung mehr, was mich in Deutschland erwartet, weil der Auslandsaufenthalt so lang war. Ich kam ohne Erwartungen, sowohl was private Dinge betraf, als auch meinen Beruf. Ich wollte erst mal schauen, was sich so ergibt.

☐ Was genau haben Sie vorgefunden?

Da wir unsere Wohnung auch während der Zeit in Uganda behalten haben, hatten wir bei der Rückkehr eine vertraute Umgebung, das hat uns sehr geholfen. Im finanziellen und im beruflichen Bereich hatten wir keine besonderen Schwierigkeiten, schwierig war es eher im sozialen Bereich. So sind mir Dinge aufgefallen, die ich in der Weise vorher nicht gesehen habe. Ich bin jetzt deutlich toleranter. Wir vermissten Uganda am Anfang sehr und dachten oft, wir – meine Familie und ich – hätten dort bleiben sollen. Uganda war unser „Zuhause“ geworden. Unser Freundschafts- und Bekanntenkreis war bei unserer ersten Rückkehr sehr reduziert, weil wir in Uganda unter deutlich anderen Bedingungen gelebt haben als unsere FreundInnen und Bekannten hier. Eine gute Freundin hatte uns in Uganda besucht, nachdem wir bereits fünf Jahre



Dietmar Fandrich

dort gelebt haben; ich hatte das Gefühl, erst dann konnte sie wirklich nachvollziehen, wie unser Leben dort ablief. Auch für unseren damals 13jährigen Sohn war die Rückkehr schwierig. Er brauchte fast anderthalb Jahre, um richtig anzukommen.

☐ Was mussten Sie zurücklassen?
☐ Was haben Sie hier sofort vermisst?

Ich habe sofort den Raum vermisst, den ich in Uganda zur Verfügung hatte. Dort haben wir in einem Dorf gelebt, hinter unserem Haus und bei Touren mit dem Rad haben wir die Weite des Buschlandes genossen. In unserer Berliner Wohnung hatten wir nicht einmal einen Balkon, dadurch habe ich mich anfangs schon sehr eingeschränkt gefühlt. Besonders gefehlt hat mir der soziale Umgang der Menschen miteinander, im Ausland war es deutlich einfacher, Kontakte zu knüpfen, Menschen kennen zu lernen. In Uganda haben wir uns integriert gefühlt. Hier musste dieses Gefühl erst wieder entstehen. Im beruflichen Bereich habe ich die Vielfalt meiner Tätigkeit im Ausland vermisst. In Deutschland sind die einzelnen Tätigkeiten stärker aufgeteilt und spezialisiert. Am

schlimmsten fand ich jedoch, wie wenig motiviert meine KollegInnen waren, als ich hier wieder anfang zu arbeiten.

☐ Gab es etwas, womit Sie nicht gerechnet hatten?

Überraschend für mich war, wie einfach die „offizielle“ Rückkehr war – also Anmeldungen, Versicherungen usw. Daran gewöhnt, überall persönlich vorstellig zu werden, war es interessant zu sehen, wie weit man hier mit Telefon und Computer kommt. Überraschend war auch, wie problemlos sich unsere zwei (Busch)Katzen an das Leben in der Wohnung gewöhnt haben.

☐ Welche Erfahrungen haben Sie nach Ihrer Rückkehr beim Einstieg ins Berufsleben gemacht?

Eigentlich waren wir mit der Vorstellung zurückgekehrt, dass wir lange Zeit brauchen, um wieder in das deutsche Berufsleben einzusteigen. Meine Frau fand dann jedoch schon fünf Monate nach ihrer ersten Bewerbung eine Arbeit. Ich wurde dann auch „kribbelig“ und fing an, nach einer Stelle zu suchen. Wobei man bedenken muss, dass man nach einem längeren Aus-



landsaufenthalt schon einige Monate für die Neuorganisationen des Lebens braucht, für Behördengänge, die Wohnungseinrichtung usw. Nach drei Monaten und einigen Enttäuschungen, weil die Angebote nicht meinen Ansprüchen an das soziale Arbeitsumfeld entsprachen, habe ich dann, nach acht Monaten, die passende Stelle gefunden. Parallel zur Jobsuche habe ich eine Weiterbildung zum Betriebswirt des Handwerks gemacht.

Nach meiner Rückkehr aus Tansania habe ich sogar nach zwei Monaten wieder gearbeitet.

Meine Erfahrungen bezüglich des Förderwerks der AGdD, der Arbeitsgemeinschaft der Entwicklungsdienste und des Arbeitsamtes waren gemischt. Nach meiner Rückkehr aus Uganda wurden meine Anträge auf Weiterbildung abgelehnt, nach der Rückkehr aus Tansania hat mir das Arbeitsamt eine Weiterbildung finanziert. Auch die Berliner Handwerkskammer und das Wirtschaftsamt des Berliner Senats haben mich sehr unterstützt.

? In einer Rückkehr-Studie heißt es: „Die Erfahrung aus dem Entwicklungsdienst ist auf dem deutschen Arbeitsmarkt nicht gefragt.“

Das kann ich so nicht bestätigen. Mir wurde z. B. mein Meisterbrief auch aufgrund meiner Zeugnisse und der Erfahrungen, die ich während meiner Auslandsaufenthalte gesammelt habe, zuerkannt. Ich würde auch sagen, dass ich das, was ich heute beruflich mache, ohne meine Erfahrungen in der Entwicklungszusammenarbeit nicht hätte machen können. Diese Erfahrungen haben mich persönlich und beruflich stark geprägt.

Auch meine Frau hat während unseres Auslandsaufenthaltes Berufserfahrungen sammeln können, die es ihr ermöglicht haben, eine Anstellung in einem internationalen Unternehmen zu bekommen.

? Was waren die Gründe, nach dem langen Aufenthalt in Uganda, noch einmal nach Tansania zu gehen?

Durch Zufall habe ich die Stellenausschreibung des WFD entdeckt und

fühlte mich dadurch sehr angesprochen. Sie entsprach genau meinem Berufsbild und meinen Wünschen. Ich bin quasi als „Vorhut“ ausgereist, meine Familie sollte nachkommen. Da sich aber für meine Frau in der Projekt-



umgebung in Tansania keine Arbeitsmöglichkeit ergeben hat, habe ich mich entschieden, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Meine Tätigkeit im Projekt gefiel mir sehr gut, deshalb ist mir die Entscheidung nicht ganz leicht gefallen. Verglichen mit der Rückkehr aus Uganda war es jedoch diesmal einfacher, sich für die Rückkehr zu entscheiden, weil meine Familie in Deutschland war.

? Gibt es etwas, worüber Sie sich nach Ihrer Rückkehr gefreut haben?

Mittlerweile weiß ich schon den gewissen Luxus, den Berlin bietet, zu schätzen. Ich gehe gerne mal ins Café oder ins Kino. Auch das größere Warenangebot, das mich direkt nach meiner Rückkehr etwas überfordert hat, kann ich nun hin und wieder genießen. Zu schätzen weiß ich auch, dass wir uns hier in Deutschland (fast) keine Gedanken um unsere Sicherheit machen müssen, was in Afrika durchaus der Fall war. Wir haben uns in unserem Dorf zwar auch relativ sicher gefühlt, in der Stadt gab es jedoch häufig starke Sicherheitsvorkehrungen, z. B. bewaffneter Wachschutz, Nachtfahrverbot usw.

? Wie sieht Ihre Situation heute aus?

Mein jetziger Job gefällt mir sehr gut. Derzeit spüre ich nicht unbedingt den Drang, wieder ausreisen zu müssen.

Wenn sich ein passendes Angebot ergibt, könnte ich mir jedoch vorstellen, wieder im Ausland zu arbeiten. Auf alle Fälle würde ich dann wieder eine Tätigkeit über mehrere Jahre anstreben.

? Möchten Sie anderen RückkehrerInnen einen Tipp geben?

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass sich die/der Entwicklungskooperant/in durch frühzeitige Bewerbungen, noch aus dem Ausland, gedanklich schon vorzeitig aus dem Gastland verabschiedet, was ich persönlich schade finde. Mir ist klar, dass es oft nicht anders zu regeln ist. Aber besonders nach einem langen Auslandsaufenthalt kann man sich ruhig etwas Zeit für die Rückkehr nehmen.

DIETMAR FANDRICH ist Tischler und Betriebswirt des Handwerks und war von Mai 2004 bis Dezember 2005 als Kooperant an der Berufsschule in Leguruki/Tansania tätig. Heute arbeitet er in Berlin als Leiter einer Ausbildungstischlerei für sozial benachteiligte Jugendliche.

Das Gespräch mit ihm führte TANJA SCHUSTER. Sie ist Tierärztin und Praktikantin beim Weltfriedensdienst.

WFD intern

Partnerschaft am Rhein

„Nothilfe versus langfristige Entwicklungszusammenarbeit?“ – mit dieser Fragestellung eröffnete Jürgen Lieser, bei Caritas International zuständig für humanitäre Hilfe, den ersten Abend des jährlichen Partnerschaftsseminars in Königswinter bei Bonn. Sein Diskussionsbeitrag provozierte eine lebhaft Diskussionsbeitrag provozierte eine lebhaft Diskussion, in deren Ergebnis deutlich wurde, dass es bei aller berechtigten Kritik an der Praxis einzelner Nothilfeorganisationen nicht darum gehen



kann, einen der Arbeitsschwerpunkte gegen den anderen auszuspielen. Verantwortungsvolle Nothilfe, so waren sich die Anwesenden schließlich mit dem Referenten einig, muss ebenso auf Nachhaltigkeit bedacht sein wie

Schüler helfen Schülern

Auch dieses Jahr hieß es im Wetteraukreis an zwei Schulen wieder „Schüler helfen Schülern“ – eine Aktion, die der Grundschulbildung in Guinea-Bissau zugute kommt.

Die gesamte Schülerschaft der Schule am Dohlberg war mit viel Engagement dabei. Auf dem Schulhof gab es ein Fußballturnier und natürlich viele Stände – mit Eß- und Spielbarem. Durch Kuchen- und Losverkauf, Dosenwerfen, einem wilden Bobbycar-Rennen und vielen anderen Aktionen kam ein Betrag von 880,54 Euro zusammen.

Die Friedberger Henry-Benrath-Schule war schon zum dritten Male dabei. Schüler aus zwei 9. Klassen gingen arbeiten oder führten Spendenaktionen durch, so dass sie ihr Partnerschaftsprojekt in Guinea-Bissau schließlich mit 1.550,- Euro unterstützen konnten.

die Entwicklungszusammenarbeit. Letztlich gehe es um eine Verzahnung von Nothilfe, Wiederaufbau und Entwicklungszusammenarbeit. Der Samstag war dem Thema „Interkulturelle Kommunikation“ gewidmet. Unter Anleitung von zwei Trainerinnen beschäftigten sich die Partnerschaftsaktiven zunächst mit eigenen und fremden Werte- und Normensystemen. In verschiedenen Übungen wurde ihre Aufmerksamkeit für Stereotype und Wahrnehmungsfallen geschärft. Bei der Auswertung stellte sich heraus, dass – trotz vielfältiger Anregungen und interessanter Diskussionen – einigen der Austausch über die eigene Partnerschaftsarbeit doch zu kurz gekommen war. Dafür boten ein ausgedehnter Spaziergang und die anschließende Verkostung im Weingut Sülz dann endlich Gelegenheit.

Eines der Ergebnisse des Samstags war, dass eine Partnerschaftsgruppe immer eines Motors bedarf, um über einen längeren Zeitraum erfolgreich arbeiten zu können. Vier dieser „Motoren“ kamen schließlich selbst zu Wort: Wulf Schubert, Annette Friedrichs, Gabriela Lerch und Gertrud Limbach gaben eindrucksvolle Einblicke in ihre Arbeit. Allen ist eines gemeinsam: Ihr Antrieb ist die Kenntnis der



Verhältnisse im Partnerland und der direkte Kontakt zu Menschen vor Ort. Neben vielen nachahmenswerten Ideen wurde deutlich, dass Bildungsarbeit hierzulande immer ein wichtiges Element der Partnerschaftsarbeit ist und dass die Zusammenarbeit mit dem WFD als wertvolle Stütze empfunden wird.

Das Fazit der Anwesenden: Ein solches Treffen mit Gleichgesinnten ist wichtig – und im September nächsten Jahres sehen wir uns wieder.

Themenvorschläge sind willkommen. Katrin Steinitz, 030-253 990 22, steinitz@wfd.de

Dank und Willkommen

Wir gratulieren Gisela Reetz aus Ludwigshafen nachträglich zu ihrem 70. Geburtstag und bedanken uns bei ihr, dass sie ihre Gäste um Spenden für den Weltfriedensdienst gebeten hat. Mit insgesamt 1.350,- Euro haben ihre Freunde und Gratulanten das Straßenkinderprojekt Erê in Brasilien unterstützt. Auch ihnen gilt unser Dank!

Der Weltfriedensdienst heißt Andrea Ulbrich herzlich willkommen. Sie vertritt Carola Gast während eines Erziehungsjahres und wird sich um den Arbeitsbereich Kleinprojekte und Partnerschaften kümmern. Andrea Ulbrich betritt beim WFD vertrautes Terrain: sie hat ihn vor ein paar Jahren bereits als Praktikantin kennen gelernt. Carola Gast hat mittlerweile eine Tochter. Der jüngste Nachwuchs beim Weltfriedensdienst heißt Ophelia. Wir gratulieren den Eltern sehr herzlich.

Gute Reise

Die Eine-Welt-AG der Lise-Meitner-Gesamtschule in Köln-Porz, die nunmehr bereits 21 Jahre besteht, hat im (fast) vergangenen Jahr eine Vielzahl von Aktionen durchgeführt, um ihr Partnerprojekt in Katutura/Namibia zu unterstützen und schließlich auch besuchen zu können. Das Ziel wurde erreicht!

Vier Wochen dauerte die Studienreise der zehn SchülerInnen der Namibia AG. Neben vielen Begegnungen stand auch wieder ein Arbeitseinsatz in Katutura auf dem Programm.

Um diese Reise finanzieren zu können, haben sich die Schülerinnen und Schüler einiges einfallen lassen, das vielleicht zur Nachahmung anregen könnte:

die Halloween-Schuldisco, eine Faire-Woche und einen Catering-Service für Schulkonferenzen – um nur einige Beispiele zu nennen.

Sponsoren –Läufe(r)

Bei strahlendem Sonnenschein gingen, rannten oder rollten die Schüler und Schülerinnen des Hildegard-von-Bingen-Gymnasiums im September um den Decksteiner Weiher in Köln. Um 9 Uhr fiel der Startschuss für die 3,2 Kilometer lange Strecke. Andrea Ulbrich, zuständig für Kleinprojekte & Partnerschaften beim Weltfriedensdienstes war dabei, um bei dieser Gelegenheit das Kollegium des Gymnasiums kennen zu lernen. Gemeinsam mit Gertrud Limbach, die die Partnerschaft mit Tansania schon seit langem unterstützt, feuerte sie die SchülerInnen an. Dabei mussten einige Kinder, die nach mehreren Runden mit hochrotem Kopf bei der Stempelstation ankamen, eher ermahnt werden, eine Pause einzulegen. Während die einen



im Freien ihre Runden drehten, arbeiteten die SchülerInnen der 10. Klasse im Rahmen der Schüleraktionstages Work for Peace. Ihren Lohn werden sie ebenfalls für ein Bildungsprojekt in Tansania spenden.

Einen weiteren Sponsorenlauf gab es an der Realschule in Weilheim. Die 800



Meter lange Strecke um die Schule herum nahmen als erstes die jüngeren Teilnehmer in Angriff. Bei jeder abgeschlossenen Runde gab es ein Gummiband ums Handgelenk. Für die Erwachsenen fiel der Startschuss erst am Nachmittag. Preise gab es für die meisten Runden sowie für die höchsten Sponsoren-Summen. Die ausgefeilte Planung und die gelungene Durchführung ist den Schüler und Schülerinnen der 8. Klassen zu verdanken. Mit insgesamt 2.394,70 Euro konnte das Schulprojekt in Benin unterstützt werden.

Wir bedanken uns bei allen Läuferinnen und Läufern – und natürlich auch bei den Organisatoren und Sponsoren.

Jubiläum

Seit nunmehr 11 Jahren hat das Gymnasium Alfeld nicht nur eine Eine-Welt-AG, sondern auch einen kleinen Eine-Welt-Laden.

Das Jubiläum wurde mit einer einwöchigen Aktion gefeiert. Initiiert wurden



die vielen Aktivitäten von Karin Breuninger, die nicht nur die Eine-Welt-AG, sondern auch das „Lädchen“ betreut.

Im Laden werden Stifte, Hefte, Radiergummis und Lineale verkauft – alles, was man im Schulalltag eben braucht. Die Einnahmen des Ladens, in dem die SchülerInnen natürlich selbst den Kassendienst übernehmen, gehen an das Selbsthilfeprojekt CEPOMA, das sich in der brasilianischen Stadt Recife um Kinder und Jugendliche in einer Favela kümmert.

Einladung

Am Vorabend der diesjährigen Mitgliederversammlung, die am 11./12. November im Haus der Demokratie stattfindet, lädt die Geschäftsstelle in der Hedemannstraße wieder herzlich zu einem Informationsabend ein. Am Freitag, den 10. November um 19 Uhr können sich diejenigen, die den Weltfriedensdienst näher kennen lernen möchten, mit Mitarbeitern und Mitgliedern des Vorstandes unterhalten – und alle jene Fragen stellen, die sie schon immer stellen wollten. Wir freuen uns sehr auf Ihren Besuch. Eine herzliche Einladung auch zur Mitgliederversammlung, die natürlich wie immer öffentlich ist. Wir sind gespannt auf einen regen Austausch zwischen den Mitgliedern und Freunden des WFD, vor allem, wenn es – wie am Samstagnachmittag – auch um die zukünftige Arbeit des Weltfriedensdienstes gehen wird.

Ernährungssicherung & Umwelterziehung in Zimbabwe

Die dramatische Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation des Landes, begleitet von mehreren aufeinander folgenden Dürren, hat dazu geführt, dass viele Menschen in Zimbabwe von Nahrungsmittelhilfe abhängig sind. Die Umweltorganisation *Environment Africa*, die bereits 1990 gegründet wurde, konzentriert sich deshalb vor allem darauf, die Ernährung der Menschen zu verbessern und neue Einkommensquellen zu erschließen.

In über 30 Umweltaktionsgruppen in Manicaland lernen die Menschen nicht nur, die vorhandenen Ressourcen zu schonen. In ihren Gärten und auf ihren Feldern erproben sie traditionelle Bewirtschaftungsmethoden und konnten auch – zum ersten Mal seit der Kolonialzeit – wieder eigenes, dürreresistentes Getreidesaatgut erzeugen. Große Fortschritte gab es auch bei der traditionellen Konservierung von Obst und Gemüse. Mit Hilfe von einfachen Solartrocknern werden z. B. Tomaten, Zwiebeln, Mangos und Guaven konserviert und auf den Märkten zum Verkauf angeboten.

Die Partnerorganisation *Environment Africa* unterstützt die Aktionsgruppen durch zahlreiche Fort- und Weiterbildungsangebote, z. B. über na-



türliche Schädlingsbekämpfung, die Verwendung von Kräutern im täglichen – und vitaminarmen – Speiseplan oder in Methoden der Lebensmittelverarbeitung. Die verbesserte Verarbeitung hat auch dazu geführt, dass lokale Obstsorten aufgewertet und nicht, wie so oft, zu Brennholz verarbeitet wurden. Insgesamt wurden fast 2000 neue Obstbäume und – sträucher gepflanzt.

Viele Umweltaktionsgruppen beginnen mit ihrer Arbeit bereits in der Schule, in eigens dafür angelegten

Schulgärten. Auf diese Weise wird bereits früh der Grundstein für ein ökologisches Bewusstsein und eine gesunde Ernährung gelegt. *Environment Africa* setzt sich dafür ein, dass Umwelterziehung ein Teil des Lehrplans wird.

Der Weltfriedensdienst unterstützt Projekte, die einen Beitrag zu einer sozial und ökologisch nachhaltigen Entwicklung leisten.

Mit Ihrer Spende können Sie uns dabei helfen. Vielen Dank.

WFD-Spendenkonten:

Bank für Sozialwirtschaft, Konto 31 47 505, BLZ 100 205 00 und Sparkasse Bonn, Konto 49 999, BLZ 380 500 00
Spenden sind steuerabzugsfähig lt. Freistellungsbescheid d. Finanzamts f. Körperschaften I v. 8. 10. 2002 (Nr. 27/681/51497)